

Oberger Blätter

Lfd.-Nr.: 72

Ausgabe: 2020

Herausgeber Heimat-Verein Oberg e.V.



*Unseren Mitgliedern und Heimatfreunden
wünschen wir
ein gesundes neues Jahr 2021!*

Termine 2021

Geplante Termine für 2021

- | | |
|--------------|--|
| ??, ??, 2021 | Jahreshauptversammlung 2021 (eigentlich geplant war der 15.3.) |
| 23. 05. 2021 | Bismarckturm : Öffnung |
| 13. 06. 2021 | Bismarckturm : Öffnung |
| 11. 07. 2021 | Bismarckturm: Öffnung |
| 15. 08. 2021 | Bismarckturm : Öffnung |
| 12. 09. 2021 | Turmfest (Kommunalwahlen) |
| 05. 11. 2021 | Martiniessen |
| 09. 11. 2021 | Gestecke-Binden auf dem Schmiedehof |
| 14. 11. 2021 | Volkstrauertag |
| 14. 03. 2022 | Jahreshauptversammlung 2022 |

Alle Termine stehen unter Corona-Vorbehalt

Weitere Termine werden bei Bedarf in den Ilseder Nachrichten und im Internet auf www.heimat-oberg.de bekanntgegeben

Impressum

Herausgeber:

Heimat-Verein Oberg e.V. (HVO), Lahbergweg 2, 31246 Ilsede-Oberg, Tel.: 05172 3427

Redaktion: Peter Liebert-Adelt, Zehnerstr. 8, 31246 Ilsede-Oberg, Tel.: 05172 949 64 52

eMail: mailbox@heimat-oberg.de

Alle Rechte vorbehalten, Quellen zu Aufsätzen und Berichten sowie Fotos beim HVO.

Vereinsvorstand: (alle 31246 Ilsede-Oberg)

1. Vorsitzende: Edith Voiges, Lahbergweg 2, Tel.: 05172 3427

2. Vorsitzender: Jürgen Rump, Auf der Trift 11, Tel.: 05172 944383

1. Kassierer: Jan Hanke, Sonnenstr.5

2. Kassierer: Arty Kreimeier, Kirchstr. 9

1. Schriftführer: Jürgen Rissel, Nordfeld 34

2. Schriftführer: Peter Liebert-Adelt, Zehnerstr. 8

Bankverbindungen:

Volksbank eG. Braunschweig Wolfenbüttel IBAN DE62 2699 1066 7195 9740 00

Kreissparkasse Peine IBAN: DE62 2525 0001 0324 0392 70

Der Bezug der Oberger Blätter ist im Mitgliedsbeitrag von derzeit 15€/Jahr (für Familienmitglieder ohne Oberger Blätter 10€/Jahr) enthalten.

Liebe Mitglieder des Heimat-Vereins Oberg

Alles wurde „anders“ und keiner weiss, wie lange es noch „anders“ bleiben wird.

Corona hat nicht nur dem Heimat-Verein und allen anderen Oberger Vereinen, sondern fast weltweit allen einen kräftigen Strich durch die Rechnung gemacht.

Unsere vielfältigen, kleineren oder größeren Veranstaltungen, die sich in den Jahren bis 2019 stets guter Beteiligung erfreut hatten, mussten für 2020 ausfallen. Ab wann es, evtl. auch unter angepassten Bedingungen, weitergehen kann, steht noch in den Sternen. Der geplante Termin für die diesjährige Jahreshauptversammlung ist jetzt schon obsolet.

Es war im Jahr 2020 recht wenig los in Oberg . Allerdings finden sich in dieser Ausgabe der Oberger Blätter doch vier Berichte über örtliche Aktivitäten aus dem vergangenen Jahr, die uns zeigen:

Oberg ist auf der Höh!

In diesem Sinne:

Bleibt bitte weiterhin gesund und corona-negativ und habt viele gute Gründe und Gelegenheiten, um positiv in die Zukunft schauen zu können.

Oberg im März 2021



Titelbild

Aus alt wird neu:

Sonnenstrasse 3, eine Metamorphose erstellt von Daniel Günzel aus einer historischen und einer aktuellen Ansicht.

Weitere Bilder von Daniel finden sich auf:
Seite 16: Hauptstr., rechts ehemals Liane
Seite 17: Wohlenbergstr., ehem. Unverzagt
Seite 17: Sonnenstraße, ehem. Schnauss
Seite 23: Heinemanns Hof, jetzt NP-Markt
Seite 29. Kirche Oberg

Inhalt

- | | |
|--|---|
| 4 Ein Baum zur Erinnerung | 24 Keltogermanisches Kleinod |
| 6 Volksfest-Erlebnispfad | 28 Das Ferkel |
| 8 Ehrenmalpflege | 29 Oberg in den 50er Jahren |
| 9 Ein neuer MTW für die Feuerwehr | 30 Huusslachtfest Ubarge |
| 10 Oberger Kinderspiele | 31 Das Kirchenbuch Schmedenstedt |
| 17 Aus alt wird neu | 40 Der Kirchenkampf im Kreis Peine |
| 18 40 Jahre Fortuna im Blickpunkt | |

Ein Baum zur Erinnerung - 30 Jahre deutsche Einheit



Jedes Jahr wird er wieder begangen: Der Tag der deutschen Einheit. Jede Person weiß, dass es diesen Feiertag gibt und er jährt sich dieses Jahr zum dreißigsten Mal. Doch so wichtig es auch ist, ein Jubiläum zu wertschätzen, umso deutlicher wird jedoch auch, dass das eigentliche Ereignis in immer weitere Ferne rückt. Doch vergessen werden sollte und darf die Vergangenheit nicht. Freuen sollten wir uns über den Tag der deutschen Einheit nicht nur als freien Tag, sondern weil er uns daran erinnert, dass ein Regime der Unterdrückung und der Menschenverachtung keinen Platz mehr in unserer Gesellschaft oder in unseren Herzen haben darf.

Die friedliche Revolution in der DDR war der Anstoß, der zur Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten BRD und DDR führte. Nachkriegsjahre, in welchen Deutschland durch eine innere Grenze getrennt war, waren über Nacht zu Ende. Familien, Freunde, aber auch Fremde lagen sich nach Jahren der räumlichen Trennung in den Armen. Nach dreißig Jahren ist es für uns kaum mehr vorstellbar, was es bedeutet, als Land geteilt zu sein. Zu Recht wurden in ganz Deutschland unzählige Denkmäler für diesen Tag des Friedens und der Gemeinschaft gesetzt. So auch in Oberg. Der Oberger Ortsrat pflanzte zusammen mit dem Kirchenvorstand auf dem Vorplatz der Johannes der Täufer Kirche zu Oberg einen

Baum, welcher den passenden Namen Friedenseiche erhielt. „Dieser Baum soll uns und unsere Nachkommen an den Tag erinnern, an dem Deutschland Ost und West wieder zusammenfand“, so Ortsbürgermeister Werner Plate am 03. Oktober 1990. Und so steht unsere Friedenseiche noch immer an ihrem Platz und erfüllt ihren hohen Zweck – Sie erinnert uns - daran, dass ganz Deutschland geteilt war und wieder zusammengefunden hat.

Dieser Erinnerung möchten wir - Ortsbürgermeister Jonas Krüger und Kirchenvorsteher Sören Hantel - in diesem Jahr mit einem „offenen Erinnern“ Ausdruck verleihen. Corona-bedingt wurden die Planungen für eine etwaige große Erinnerungsveranstaltung auf dem Kirchvorplatz frühzeitig abgebrochen. Wir haben uns daher für dieses „offene“ Format des Erinnerns entschieden. Jede Person ist eingeladen zu unserer Oberer Friedenseiche auf dem Kirchvorplatz zu kommen, dort zu verweilen und sich daran zu erinnern, dass Deutschland geteilt war und nun seit dreißig Jahren wiedervereint/wieder vereint ist. Für uns „Nachwendkinder“ bedeutet das Wort „Osten“ nur noch eine Himmelsrichtung.

Jonas Krüger



Zeitungsauschnitt vom 3. Oktober 1990

Eiche in Oberg gepflanzt

Den Nachkommen zur Erinnerung

Lahstedt-Oberg (hr)

Strahlender Sonnenschein und ein wolkenloser Himmel – das Wetter präsentierte sich von seiner besten Seite, als der Oberer Ortsrat und der Kirchenvorstand zur Erinnerung an den Tag der deutschen Einheit auf dem Vorplatz der Kirche eine Eiche pflanzten. Zahlreiche Einwohner hatten sich am frühen Morgen eingefunden, um bei der Aktion dabei zu sein.

„Dieser Baum soll uns und unsere Nachkommen an den Tag erinnern, an dem Deutschland Ost und West wieder zusammenfanden“, meinte Oberg's Ortsbürgermeister Werner Plate in einer Ansprache und nahm den Vorschlag des Heimatvereins auf, den neu eingepflanzten Baum „Friedenseiche“ zu nennen.

Plate ließ die vergangenen Jahre Revue passieren und bezeichnete den 3. Oktober als „einen historischen Tag, auf den wir 45 Jahre gewartet haben“. An die Oberer Einwohner gewandt, appellierte der Ortsbürgermeister: „Helfen wir unseren Landsleuten, und zwar nicht durch Großmannssucht und Arroganz, sondern durch ehrliche Partnerschaft.“

Über eine Eiche freuen können sich bald auch die Bürger aus Hohenhameln: Siegbert Zachow spendete dem Ortsrat den Baum, über dessen Standort in der nächsten Ortsratssitzung beraten werden soll.



Ortsbürgermeister Werner Plate (links) und Kirchenvorsteher Witfried Henties beim Pflanzen der Oberer Friedenseiche.

Foto: Rehberg

Volksfest-Erlebnispfad

Kein Volksfest? Das geht ja nun mal gar nicht!

So müssen die Oberger Zicken und die Junggesellschaft gedacht haben, als die Volksfestgemeinschaft sehr kurz vor dem längst durchgeplanten Volksfest 2020 ihren Aufruf mit der coronabedingten Absage veröffentlichen musste:

Liebe Vereinsmitglieder, liebe Obergerinnen und Oberger:

Es ist einmalig in unserer seit 1958 andauernden Vereinsgeschichte, dass das Volksfest in diesem Jahr nicht stattfindet. Der Grund ist hinlänglich bekannt.

Damit wir zumindest optisch an unser beliebtes Fest erinnert werden, würden wir uns freuen, wenn möglichst viele - wie in den letzten Jahren auch - ihre Häuser mit Bannern und Wimpelketten vom 19.6.-22.06.2020 schmücken würden. So gelingt es uns noch mehr, an viele fröhliche Stunden in geselliger Runde zu erinnern und Vorfreude auf das Volksfest 2021 zu wecken.

Und im nächsten Jahr wollen wir dann wieder richtig durchstarten mit unserem schönen Volksfest.

Herausgekommen ist eine tolle Idee, wie zumindest ein wenig von der Volksfeststimmung gerettet werden konnte:

Der Volksfesterlebnispfad.

Sieben Stationen wurden über Oberg verteilt, an denen verschiedene Themen dargestellt und Fragen zu Oberg und zum Volksfest zu beantworten waren.



Startpunkt war der neue Infokasten vom Ortsrat am Peiner Weg, Ecke Oberger Hauptstrasse.



Erste Station in der Kirchstrasse bei Borgert
Präsentiertes Thema: Königliche Requisiten



Zweite Station am Schulhof:
Thema Bilderwelten. Im Fenster
der Heimatstube waren Orden
ausgestellt



Dritte Station an der Ölpumpe.
Thema: Das Oberg Lied



Vierte Station am Ehrenmal
Thema: Gedenken



Fünfte Station: Fotopunkt Böhrturm.
Der amtierende Bürgerkönig schritt mit Ge-
folge den Volksfest-Erlebnispfad ab.





Sechste Station in der Fahrschule
Thema „Mottoabende“

Siebente Station im Gasthof Radtkke
Thema „Erinnerungen (ohne Foto)

Vorbereitet, begleitet und dokumentiert wurde die Aktion mit Ankündigungen und Präsentationen im Internet und den Sozialen Medien.

Was nun wirklich nicht fehlen durfte: die Rede der Junggesellschaft



Ehrenmalpflege



Coronabedingt konnten wir, wie auch im Frühjahr, unseren Herbst-Arbeitseinsatz am Ehrenmal nicht mit kompletter Mannschaft ausführen. Annette, Horst, Gitta und ich haben alles abgeräumt und winterfest gemacht. Schade, dass auch das Gesteckebinden ausfiel und somit in diesem Jahr keine Gestecke an den Grabsteinen liegen. Für den Frühlingsbeginn haben wir noch viele Narzissen gesteckt.

Peter Frieling

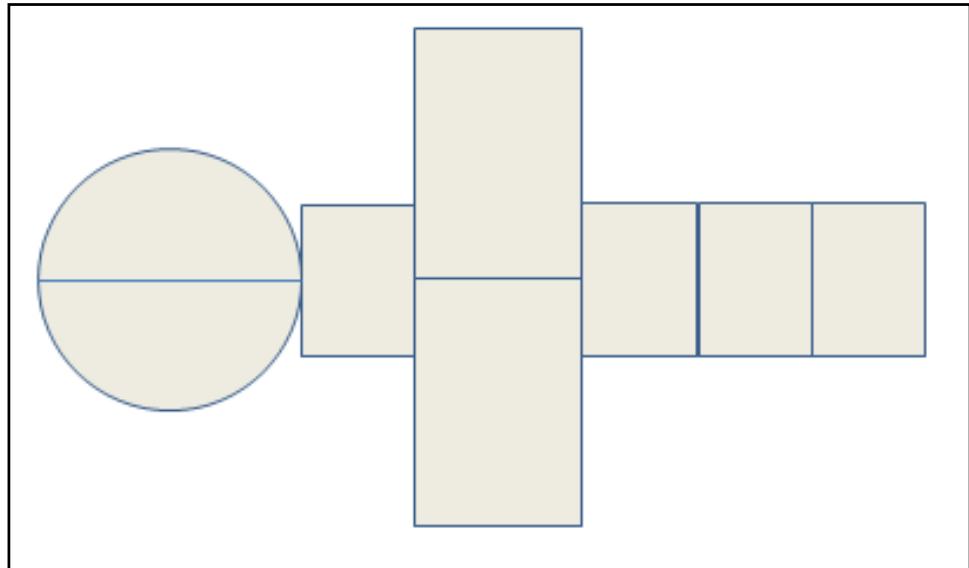
Ein neuer MTW für die Feuerwehr



Am 16. Mai 2020 kam der lang ersehnte neue Mannschaftstransportwagen (MTW) der Freiwilligen Feuerwehr Oberg an. Er löst den alten, kleineren MTW ab, der nicht nur in die Jahre gekommen war, sondern auch immer reparaturanfälliger wurde. Als Dank für die große Spendenbereitschaft aus dem Dorf wurde beidseitig das Oberg-Wappen angebracht.



Oberger Kinderspiele vom zweiten Weltkrieg bis in die 50er Jahre



Da kommen Erinnerungen hoch, teils wehmütige Erinnerungen an Kindheitsfreuden in einer Zeit, die geprägt war von Schmerz und Trauer als Folge des Krieges sowie von schönen Spielen mit Nachbarkindern und Freunden. Bei diesen Spielen kamen wir mit den einfachsten Mitteln aus. Sie fanden größtenteils auf der Straße statt. Die Straßen waren nicht asphaltiert. Wir konnten auf ihnen einiges gestalten. Autoverkehr gab es nur sehr wenig. Trecker, Pferdewagen und einige wenige Autos von Geschäftsleuten störten selten unsere Kinderspiele. Die heutigen „Störenfriede“ Fernsehen und Handy gab es noch nicht. Wir waren ständig an der frischen Luft und hatten viel Bewegung. Draußen spielten wir im Sommer und Winter und drinnen meist zu Geburtstagsfeiern oder im Familienkreis oder wenn man z.B. eine große Scheune mit Schaukel oder einen geeigneten Stroh- und Heuboden hatte. Leicht fallen einem die Namen der Spiele

ein. Es kommen viele zusammen, aber die Spielabläufe zu rekonstruieren ist nach den vielen Jahrzehnten teilweise nicht ganz einfach.

Spiele auf der Straße

Völkerball war bei uns auf der heutigen Weststraße das beliebteste Spiel für Mädchen und Jungen. Zwei Mannschaften spielen in 2 Spielfeldern, die durch eine Mittellinie getrennt sind, gegeneinander. Wird ein Spieler durch einen gegnerischen Ball getroffen, ohne dass er ihn fangen kann, muss er raus. Wird der letzte Feldspieler einer Mannschaft getroffen, hat diese verloren.

Fußball bolzen. Wenn wir mal das Glück hatten, in den Besitz eines für Fußball geeigneten Balls zu kommen, wurde natürlich leidenschaftlich Fußball geübt.

Hunke-Punkte war ein beliebtes Hüpfspiel für 2 – 3 Spieler. Zu Beginn wird das Hunke-Punkte Spielfeld auf der Straße oder auf einem Hof aufgezeichnet. (Bild oben)

Danach versuchen die Mitspieler nacheinander auf einem Bein vor und/oder zurück durch alle Kästchen zu hüpfen, ohne dabei eine Linie zu berühren. Wer es schafft, darf danach ein beliebiges Kästchen für sich markieren und sperren.

Alle anderen „Hüpfer“ müssen dann dieses Kästchen überspringen, nur der, der es gesperrt hat, darf sich bei seinen folgenden Sprüngen darauf ausruhen. Gut ist, wenn jedes Kind „sein“ Kästchen mit einem Zeichen sperrt, so dass man weiß, welches wem „gehört“.

Auf diese Weise wird es immer schwieriger, die Hunke-Punkte fehlerfrei zu schaffen. Wer als Letzter ganz durchkommt, ist Sieger dieses Kinderspiels.

Kriegen / Fangen. Mit einem Abzählreim wird ermittelt, wer die anderen fangen soll, das können je nach Anzahl der Mitspieler einer oder mehrere sein. Die „Gejagten“ bekommen ein paar Meter Vorsprung. Wer als erster gefangen wird, ist der neue „Fänger“.

Abzählreime:

- Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, das bist du.

- Verliebt, verlobt, verheiratet, geschieden. Wie viel Kinder wirst du kriegen? Eins, zwei, drei, ...

- Ene mene muh und raus bist du. Raus bist du noch lange nicht, sag mir erst, wie alt du bist.

Suchen. Auch hier wird mit einem Abzählreim ermittelt, wer die anderen suchen soll. Ein Kind muss sich mit dem Gesicht zur Wand stellen, die Augen zuhalten und bis 20 oder 30 zählen. In dieser Zeit verstecken sich die anderen. Das erste Kind, das gefunden wird, muss als nächstes suchen und/oder helfen, die anderen zu finden.

Dorfsuchen. Es läuft ab wie das Suchen, nur ist die Versteckregion erheblich größer. Sie ist ein Teil des Dorfes und vorher genau festzulegen. Bei uns auf der Weststraße ging sie von Thies Gang bis Bauer Schmidt/

Bartels, Südstraße bis Siedentopf gegenüber Bauer Lochte, Hasenwinkel bis Thies Gang zurück zur Weststraße. Wir versteckten uns auch auf den Grundstücken und in den Scheunen. Ein sehr anspruchsvolles Spiel, bei dem wir aufpassen mussten, nicht von den Besitzern oder ihren Hunden erwischt zu werden. Such- und Versteckmannschaften wurden festgelegt. Die Zeitspanne zum Verstecken betrug 2 – 3 Minuten.

„Mädchenball“ oder „Mädchen schule“. Wenn es für dieses Spiel noch andere Namen gab, so fallen sie mir nicht ein. Man braucht einen Ball und eine geeignete Wand. Der Ball wird gegen die Wand geworfen und mit dem Kopf oder dem Oberarm oder dem Bein oder unter dem Knie hindurch oder mit der Brust zurück gegen die Wand gespielt. So geht es hin und her und funktioniert eine ganze Weile wie beim Jonglieren. Je geschickter die Spielerin ist, umso besser und länger klappt es. Beliebt war auch das Jonglieren mit zwei und mehreren kleinen Bällen in der Luft.

Seilspringen war eine tolle gymnastische Übung, die besonders bei Mädchen geschätzt war.

Variante 1: Man springt allein über das Seil, das vorwärts oder rückwärts über den Kopf geworfen wird. Manche Mädchen gelang das damals 50 bis 100mal. Schwieriger ist es, wenn sich zwei Kinder gegenüber stellen, eines das Seil schlägt, und beide hinüber springen müssen.

Variante 2: Zwei Mädchen oder Jungen stellen sich gegenüber und schlagen das Seil im weiten Kreisbogen. Nun muss die Springerin im richtigen Moment in das kreisende Seil laufen und springen. Besonders spannend und schwierig wird es, wenn es zwei oder drei Kindern gelingt, in das rotierende Seil zu laufen und gleichzeitig zu springen. Die Illustrationen aus dem Internet zeigen, dass dieses Spiel auch heute noch „in“ ist.

Gummi-Twist. Ein Spiel, für das sich besonders die Mädchen begeisterten. Dabei kommt es vor allem auf Geschicklichkeit, Rhythmus und Körperbeherrschung an. Zwei Kinder, die sich mit dem Gesicht gegenüberstehen, halten mit ihren Beinen ein etwa 3 Meter langes zusammengeknotetes Gummiband, in das ein drittes Kind hineinspringen muss, ohne das Band zu berühren. Es muss dann verschiedene Sprünge nacheinander durchführen und darf keine Fehler machen. Da es damals schwierig war, Gummiband zu kaufen, nahmen die Kinder z.B. alte Schläpfergummis, die zusammengenäht oder geknotet wurden.

Puppenwagen ausfahren. Mädchen fuhren gern und stolz ihre Puppenwagen durch die Straßen. Sehr gern spielten sie auch mit ihren Puppenstuben.

Murmeln, Schangeln, Knickern war das beliebte Spiel mit den kleinen Kugeln, die in ein im Boden ausgehobenes Loch befördert werden mussten. Mehrere Spieler konnten mitmachen und versuchen, ihre 3, 4 oder 5 Murmeln ins Loch zu werfen. Murmeln, die das Loch verfehlten, wurden mit dem Finger ins Loch gestoßen. Wer als erster alle seine Kugeln im Loch hatte, war der Gewinner. Die Murmeln waren aus unterschiedlichem Material. Besonders beliebt und schwer erhältlich waren bemalte, verzierte Glaskugeln unterschiedlicher Größe.

Stelzenlaufen. Wer einen Opa hatte wie ich, der richtige Holzstelzen herstellen konnte, war glücklich dran und übte sich im Stelzenlaufen. Eine andere Möglichkeit war, aus alten Konservendosen „Stelzen“ herzustellen. Bei den Dosen wurden an der geschlossenen Seite zwei gegenüberliegende Löcher angefertigt, mit Hammer und Nagel oder Bohrer, durch die eine Schnur gezogen wurde, die an beiden Enden innen Knoten hatte. Die Schnur hatte nach oben hin einen Abstand von etwa 50 cm. Man brauchte zwei Dosenstelzen und schon ging es los, das Wettlau-

fen auf Dosenstelzen.

Kreisel schlagen. Um den Kreisel wird die Schnur einer Peitsche im Uhrzeigersinn von unten nach oben gewickelt. Dann wird der Kreisel mit der linken Hand auf den Boden gesetzt. Sobald mit der rechten Hand die Peitsche angezogen wird, lässt man den Kreisel los. Mit kräftigen Peitschenhieben wird der Kreisel nun möglichst lange herumgetrieben und zum Tanzen gebracht. Es gewinnt der, dessen Kreisel am längsten tanzt. Einige wenige von uns hatten einen Brummkreisel, den man durch Pumpen am Griff zum Drehen und Melodie spielen bringen konnte.

Blinde Kuh. Für dieses Spiel gab es mehrere Varianten. Einem Kind werden die Augen verbunden. Es ist die Blinde Kuh und muss sich mit dem Gesicht an eine Wand stellen. Während es „Kuhschwanz komm“ ruft, verändern die anderen Kinder ihre Position. Nun muss die Blinde Kuh die anderen Kinder suchen. Wer gefasst wird, ist die neue Blinde Kuh. Schwieriger wird es, wenn das gefasste Kind auch noch erkannt werden muss.

Topf schlagen. Ein Topf oder Eimer wird mit der Öffnung nach unten auf den Boden gestellt. Nach Auslosung mit einem Zährleim werden einem Kind die Augen verbunden, dann muss es sich ein paarmal umdrehen, um die Orientierung zu verlieren. Mit einem Stock in der Hand schlägt es so lange auf den Boden, bis es den Topf erwischt. Je nach Spielart kann im Topf eine Überraschung verborgen sein.

Stock schlagen. In der Mitte eines Kreises wird eine kleine Furche ausgekratzt, über die man quer das sog. „Pinneken“ (15 cm lang) legt. Nun hält man den Schlagstock in den Hohlraum unter dem Pinneken und katapultiert es so weit wie möglich weg. Wer das Pinneken am weitesten schlägt, hat gewonnen. Eine Variante ist, das Pinneken mit dem Schlagstock zum Kreis zurückzuschla-



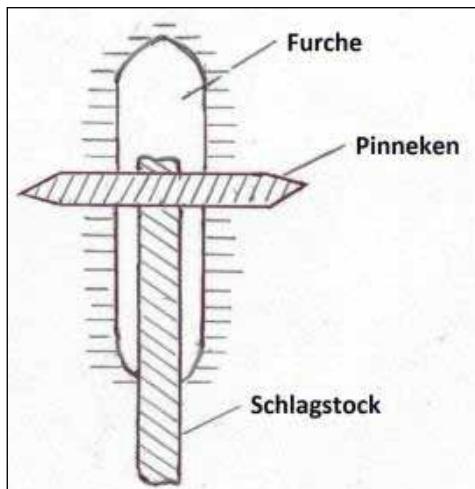
Dreirad und Roller fahren. Dreirad und Roller waren für Kinder schon immer beliebte Fortbewegungsmittel zum Spielen, auch für die Kleinen, wie das Foto zeigt.

Reifen schlagen. Wenn es uns gelang, an alte Fahrrad- oder andere Reifen zu kommen, nutzten wir sie, um sie mit Hilfe eines Stocks zum Rollen zu bringen. Man konnte auch einen dicken, U-förmig gebogenen Draht nehmen, um den Reifen laufen zu lassen. Es kam zu spannenden Wettrennen.

Hula-Hoop Reifen. Er wurde bereits in der Antike als Holzreifen erfunden und schwäppte in den 50er Jahren in Kunststoff von Amerika nach Europa über. Er fand seinen Weg auch nach Oberg und diente uns zur Förderung unserer Geschicklichkeit und Bauchmuskulatur. Es hat viel Spaß gemacht.

Karten spielen mit Zigaretten-schachtern. Selten besaß jemand von uns komplett

gen, indem man auf dessen Spitze schlägt und dem hochspringenden Pinneken einen Schlag in Richtung Kreis versetzt. Die Anzahl der Schläge werden gezählt.



Kartenspiele. Also sammelten wir weggeworfene leere ZigarettenSchachteln, schnitten die Seitenflächen aus und benutzten sie als Kartenspiel. Not macht erfieberisch.

Mit der Zwillie schießen. Für uns Jungen war es immer reizvoll, eine Zwillie anzufer- tigen (z.B. mit Einweckgummiringen) und mit ihr auf eine Zielscheibe oder auf Spatzen zu schießen. Zeitweise gab es im Ge- meindebüro sogar ein paar Pfennig für einen erledigten Spatzen. Spatzen wurden auch mit einfachen Backsteinfallen gefangen.

Mäuse roden. Es war alles andere als tier- freundlich, aber uns Jungen hat es gereizt. Wir gingen mit Spaten bewaffnet auf die Stoppelfelder und gruben Mäuse- oder Hamsterbaue aus. Sehr interessant, wie die angelegt waren und welche Vorratsmengen sich darin verbargen.

Toben in der Pressekuhle. Die Bauern hatten Pressekuhlen, um im Winter Futter für die Kühe zu haben. Sie packten schicht- weise Lagen mit Rübenblättern und Presse- schnitzeln aus der Zuckerfabrik in die Kuh- len. Bauer Schmidt/Bartels hatte eine große Pressekuhle mit dicken hohen Mauern. Von der Mauer machten wir Weitsprungwettbe- werb und tobten in den Rübenschitzeln, was abends am Geruch (Gestank) unserer Kleidung deutlich zu erkennen war.

Land abnehmen / Land klauen, in der da- maligen Kriegszeit auch bekannt als „Ich habe die Wut auf das verdammte Land XXX“. Je nach Anzahl der Spieler wird ein Kreis in Segmente aufgeteilt. Jeder Spieler trägt den Namen seines Landes ein. Der „Angreifer“ hält in der Kreismitte einen Stock fest und ruft „Ich habe die Wut auf das Land Y“. Alle laufen schnell weg. Der Be- sitzer von Y, auf dessen Land das Stöckchen gefallen ist, muss stehen bleiben und ruft STOPP. In diesem Augenblick müssen alle weggerannten Landbesitzer stehen bleiben. Bei dem Landbesitzer, der den kürzesten Abstand zum Kreis hat, wird die Entfernung

zum Kreis in Schritten gemessen. Sein Land wird um die Schrittzahl mal Fußabdruck verkleinert und Y zugeschlagen, also bei 5 Schritten um 5 Fußabdrücke. – Natürlich gab es auch andere, hiervon abweichende Spielvarianten bzw. Regeln.

Sonstige Spiele

Radfahren. Wer das Glück hatte, ein Fahr- rad in der Familie zu haben, kurvte damit gern herum. Voraussetzung war, groß genug zu sein, um den Sattel zu erreichen. Pech, dass damals hier und da Nägel oder Glas- scherben herumlagen, die schnell die dünnen Reifendecken durchdrangen und zur Panne führten. Wir lernten als Kinder schon früh, Schläuche zu flicken und Reifen zu de-/montieren.

Schwimmen. Wir schwammen in Ölsburg in der sandigen Badeanstalt der Ilseder Hütte oder im Feuerteich oder im „Uitschen- teich“ in Münstedt oder in den Bettmarer Tonkuhlen. Auch der Mittellandkanal bei Peine diente uns zum Badespaß und es reizte uns, auf die vorbeifahrenden Schlepper





zu klettern und ein Stück mitzufahren. Jedenfalls haben wir trotz der im Vergleich zu heute wenig komfortablen Bedingungen Schwimmen gelernt.

Schaukeln. Spielplätze wie heute gab es nicht. Wir hatten ja die ganze Straße zum Spielen. In unserem Haus an der Weststraße hatten wir eine große hohe Scheunendiele. An der Decke hing eine lange Schaukel. Es war eine Lust und Freude, sie - teilweise in etwas riskanter Art - zu benutzen. Ich zitiere aus einer Rede meines Vetters Albert Brunotte zu meinem 50sten Geburtstag: „In der Scheune, dem Thronsaal des Kinderkönigs, ging gleich links eine mächtige Holztreppe ohne Geländer hinauf zu einer Tür zu einem Bodenraum mit Hobelbank und Werkstatt. Gerade aus, am Ende des Scheunensaals, in der rechten Ecke, ging eine zweite hölzerne Treppe mit Geländer auf eine kleine Empore, von der eine Tür in die „Wurstekammer“ führte. Es gab noch hinten links eine Leiter auf den Strohboden, aber an die reichte die Schaukel nicht heran. In der Mitte der Scheunendiele hing von der schwindelnd hohen Decke eine Schaukel herab.

Ihre Seile waren so lang. Man konnte, wenn man wollte, bis zur obersten Stufe der Treppe ohne Geländer vorne links hinaufgehen, das Sitzbrett der Schaukel in der Hand, und von dort oben lossausen, quer durch den Kinderkönigsscheunenthronsaal, bis an die Empore hinten rechts, zu der die Treppe mit Geländer hinaufführte. Huumii... Das traute sich nur Otto.“

Schlitten fahren, Schlittschuh laufen, Eishockey spielen. Zum Schlitten fahren gingen wir zum Mühlenberg, der inzwischen dem Erdboden gleich gemacht worden ist. Oben drauf stand die alte Windmühle. Auf der Vorderseite war die gemütliche Abfahrt, auf der Rückseite die steile „Todesbahn“, deren Benutzung ein wenig Mut verlangte. Die Fotos zeigen die schon arg verfallene Windmühle und Kinder auf ihrem „Kuchenbrett“-Schlitten auf dem Weg zum Mühlenberg. Damals gab es in Oberg im Winter noch viel Schnee. Eine andere „Schlittenpiste“ befand sich auf der heutigen Bergstraße neben der Glückauf-Siedlung.

Mangels größerer Teiche mussten wir auf der Straße Schlittschuh laufen. Ich benutzte

ein paar alte Holländer Schlittschuhe meines Vaters, sog. Hackenabreißer. Auf dem Schweineteich nördlich des Lahbergs wurde Eishockey gespielt.

Spiele drinnen

Drinnen wurden Würfelspiele wie Mensch ärgere Dich nicht usw. sowie Schwarzer Peter, Schlaufmütze, Mühle und Dame gespielt. Einige hatten das Glück, ein Schachspiel zu besitzen.

Als Gesellschaftsspiel fällt mir besonders Fischlein im Dunkeln ein, ein Verssteckspiel, das großen Spaß machte. Hierzu musste ein Kind den Raum verlassen. Die anderen suchten sich gute Verstecke im Zimmer. Dann wurde das Licht ausgeschaltet, und das Kind durfte hereinkommen und im Dunkeln die versteckten Kinder suchen und identifizieren. Einmal passierte bei uns etwas Unvorhergesehenes. Einer meiner Vettern hatte sich auf einem großen Schrank versteckt, an dessen Seite ein Blumenständer mit einem blühenden Gliederkaktus stand. Als er das Versteck verließ, dachte er nicht an den Blumentopf und sprang direkt hinein. Zu seinem Glück war es kein Stachelkaktus!

Es gab viele andere Spiele wie z.B. ein Wettessen: Wer kann am schnellsten ein trockenes Brötchen aufessen? Oder „Der Plumpsack geht um“ oder „Die Reise nach Jerusalem“.

Schlussbemerkung

Liebe Oberger Leserinnen und Leser, mir sind viele Kinderspiele eingefallen. Sicherlich erinnern Sie sich noch an dieses oder jenes weitere Spiel. Oder Sie haben einige Spiele anders in Erinnerung. Ich hoffe, dass mein Beitrag viele Erinnerungen bei Ihnen geweckt hat. Vielleicht werden jüngere Leser nun feststellen, dass wir mit einfachen Mitteln toll spielen konnten. Falls Sie Hinweise oder Ergänzungen zu meinem Beitrag haben, würde es mich freuen, wenn Sie diese dem Heimatverein zukommen lassen würden, so dass sie in den Oberger Blättern Nr. 73 eventuell als Leserbrief veröffentlicht werden könnten. Mit hat es Freude gemacht, diesen Beitrag zu schreiben.

Otto Kielhorn

Hauptstraße, rechts ehemals Liane



Aus alt wird neu



Wohlenbergstraße, ehemals Unverzag

Sonnenstraße, ehemals Schnauß



Oberger Blätter 72

40 Jahre „Fortuna im Blickpunkt“



Entstehung und Entwicklung der Fortunen Zeitung

Es war am Freitag, den 28. August 1980, als in der damaligen Gaststätte „Lilo Eisenblätter“ mit Kampfabstimmung ein neuer Vorstand bei Fortuna Oberg gewählt wurde.

Alle Vorstandsposten wurden neu, bzw. erstmals neu besetzt.

1. Vorsitzender : Hans- Wilhelm Ahrens

2. Vorsitzender : Willi Hübner

Schriftführer : Helmut Bortfeld

Kassenwart : Klaus-Peter Fischer

Mitglieds- u. Sozialwart : Dieter Degering

Neu besetzte Posten :

Sportwart : Bernhard Frieling

Jugendwart : Jürgen Rump

Erweiterter Vorstand : Spartenleiter

Badminton : Uwe Burmeister

Basketball : Karl-August Conrad

Fußball : Erhard Schneider

Gymnastik : Margot Ziesenies

Leichtathletik : Manfred Hotopp

Tennis : Wolfgang Schütte

Tischtennis : Klaus Behrens

In den ersten Vorstandssitzungen war die Devise: Wir wollen neuen Schwung, Änderungen und etwas Neues, Anderes in unserer Amtszeit bringen!

Alle Vorstandsmitglieder sollten sich Gedanken machen, was man machen könnte!

Bei der Sitzung am 27.10.1980 kam unter anderem dann die Anregung vom neuen Sportwart Bernhard Frieling, dem bei seinem Schwiegervater (V. Söllig) zwei



Fortunen-Zeitungen aus dem Jahr 1957 in die Hände fielen, diese Zeitung neu aufleben zu lassen. Diese Idee fanden die neuen Vorstandsmitglieder nicht schlecht, alle waren dafür. Die Sportskameraden K-A. Conrad, B. Frieling, J. Rump und G. Switalski stellten sich zur Mitarbeit zur Verfügung. Wer sich verantwortlich zeigen sollte, wurde noch nicht festgelegt. Macht euch Gedanken, war zunächst die Aussage vom 1. Vorsitzenden H.-W. Ahrens.

Bei der nächsten Vorstandssitzung, am 24.11.1980, stellte sich Bernhard Frieling, der ja auch den Zeitungsvorschlag brachte, zur Verfügung, den Chefredakteur zu übernehmen. Er wollte versuchen, dieses Projekt in Gang zu bringen.

Was wollten wir nun mit dieser Fortunen Zeitung überhaupt erreichen, wenn wir sie herausbringen?

1. Vorstellungen der Vorstandsmitglieder und ihre Aufgaben.
2. Vorstellungen der Arbeiten in den einzelnen Sparten.
3. Chronik des Vereins.
4. Ehrungen und Würdigungen der Ehrenamtlichen.
5. Den Verein selbst in den Vordergrund stellen für die breite Öffentlichkeit.
6. Eventuelle Erlöse der Reklame von Geschäftsleuten, der Jugendarbeit im Verein zukommen zu lassen.

Also fing die Arbeit für die erste Fortunen Zeitung an. Die 1. Ausgabe sollte im Januar 1981 erscheinen.

Zunächst forderte Bernhard Frieling die Vorstandsmitglieder und Spartenleiter auf, Berichte und Fotos zu erstellen und einzureichen. Passbilder für die erste Vorstellungsrunde der Vorstandsmitglieder und Spartenleiter wurden erstellt.

Frank Möllring war der Fotograf.



Des Weiteren musste die Reklame von den Geschäftsleuten und Sponsoren für die Zeitung beschafft werden. Alle Vorstandsmitglieder wurden aufgefordert Interessierte anzusprechen.

Da die Berichte und Reklamen schleppend oder nicht pünktlich zum Abgabetermin vorlagen, konnte kein passender Erstellungstermin mit den Redaktionsmitgliedern vereinbart werden, um die Zeitung zusammenzustellen.

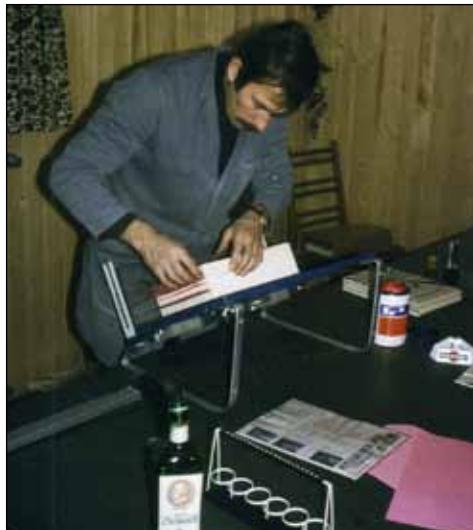
B. Frieling erklärte sich bereit die 1. Vereinszeitung allein zu erstellen. Es war schließlich Weihnachtszeit und die Zeitung sollte im Januar 1981 erscheinen.

Werbeanzeigen mussten von B. Frieling größtenteils auch noch geändert und erstellt werden; denn die Werbeträger hatten auch nicht gleich etwas Passendes zur Hand.

Das Titelblatt „Fortuna im Blickpunkt“, hatte B. Frieling mittlerweile auch schon fertig und wurde dem Vorstand zur Begutachtung und Genehmigung vorgelegt.

Die Bilder mussten auch noch für den Druck gerastert (aufgearbeitet) werden, sonst würden sie nicht gut herauskommen. Dieses wurde von H.W. Ahrens organisiert.

Auch die Berichte mussten ja noch alle umgeschrieben werden; denn die eingereichten Berichte waren handschriftlich bzw. mit verschiedenen Schreibmaschinenschrift-Typen geschrieben.



Wer schreibt nun diese Berichte um? Es sollte ja auch eine einheitliche Schrift sein! B.Frieling sprach mit seiner Schwägerin Rita Czymbmek, die sich bereit erklärte, diese Aufgabe zu übernehmen. Diese Schreibarbeit wurde von R.Czymbmek nach Feierabend erledigt.

So, nun konnte mit dem Zusammenstellen der einzelnen Seiten begonnen werden. Die geschriebenen Berichte wurden jetzt wieder auseinander geschnitten und passend mit Bildern, Reklamen, Sprüchen, Hinweise, Seitenzahlen, Kreuzworträtsel, Turnhallenbelegungsplan usw. auf die einzelnen Seiten geklebt. Es war sehr viel Arbeit und der 14 tägige Weihnachtsurlaub von B.Frieling ist draufgegangen, um diese Zeitung druckreif fertig zu stellen. Doch es hatte letztendlich Spaß gemacht.

Am 20.01.1981 war die 1. Zeitung druckreif fertig gestellt!!! Im Vorfeld wurde schon der Druck abgesprochen.

Rudi Hotopp gab grünes Licht, dass nach Feierabend in seiner Abteilung der Firma Peiner Stahlhandel gedruckt werden durfte. Seine Sekretärin und Fortunin Rita Czymbmek hatte ja Druckkenntnisse und B.Frieling war bereit, ihr dabei zu helfen.

Drucktermin war der 22.01.1981 um 16:30 Uhr.

Die Offset-Druckmaschine war vorbereitet. Die einzelnen Druckseiten mussten zunächst auf eine Metallmatrize gebracht werden, die dann einzeln auf eine Walze gespannt wurde, dann konnte der Druck beginnen. Nach jedem Seitendruck wurde die Matrize entfernt, Druckwalze gesäubert, neue Matrize eingespannt und das für 32 Fortunen-Seiten bei einer Auflage von 1000 Zeitungen.

Danach war das Reinigen der Druckmaschine angesagt. Druckende 22:15 Uhr.

Am anderen Tag, dem 23.01.1981, wurde das Zusammentragen und Kleben der Zeitung im Keller des Redaktionshauses in der Bürgermeister-Ohlms- Str.11 um 19:00 Uhr vorgenommen.

Bernhard Frieling sowie die Helferinnen Rita Czymbmek und Ingrid Frieling trugen mit vielen Rundgängen die einzelnen Seiten zu Zeitungen zusammen, jeweils mit einem farbigen Zwischenblatt versehen. Als Stapel wurden die Zeitungen dann in Spannvorrichtungen gelegt und gespannt. Anschließend wurden die Rücken der Zeitungen in der Spannvorrichtung mit farbigem Leim bestrichen und mit einem Heizstrahler getrocknet.

Nach einer gewissen Trockenzeit wurden die Spannvorrichtungen gelöst und die einzelnen Zeitungen mit einem großen Messer von den Zwischenlegblättern getrennt und zum Verteilen verpackt.

Nach gelungener Arbeit, um 22:30 Uhr, gab der Chefredakteur der 1. Fortunen-Zeitung „Fortuna im Blickpunkt“ eine Runde zum Gelingen der Zeitung aus.

An den folgenden Tagen, 24.01. u. 25.01.1981 wurden die Zeitungen von B. Frieling persönlich an 1000 Oberger Haushalte verteilt und einige an auswärtige Fortunen verschickt.

Postwendend kamen viele positive Meldungen zur Zeitung an den Vorstand.

Natürlich konnten die nächsten Fortunen Zeitungen, die nun vierteljährlich erscheinen sollten, von einer Person nicht ausgeführt werden.

B. Frieling konnte aber den Umfang und Zeitaufwand für die Erstellung einer Zeitung testen und beurteilen. Er berichtete bei der nächsten Vorstandssitzung über die umfangreiche Arbeit.

Hierbei wurde ein neuer Redaktionsausschuss mit ihren Aufgabengebieten gebildet, der sich folgend zusammensetzte:

Chefredakteur und verantwortlich für die Zeitungserstellung blieb Bernhard Frieling, und für die Redakteure der einzelnen Sparten hatten sich Hans-Wilhelm Ahrens, Karl-August (Conni) Conrad, Jürgen Rump und Gerhard Switalski zur Verfügung gestellt.

Zwischenzeitlich besuchte B. Frieling, vom 13.03. bis 14.03.1981, einen Wochenend-Lehrgang für die „Erstellung einer Vereinszeitung“ der Landessportschule Niedersachsen in Clausthal-Zellerfeld, wo er noch einige Tipps und Anregungen bekam und diese als Multiplikator an seinen Redaktionsausschuss weitergeben konnte.

Der Redaktionsausschuss erstellte im Erscheinungsjahr 1981, in mühevoller Kleinarbeit, im Redaktionskeller in der Bürgermeister-Ohlms-Str. 11 die weiteren Fortunen Zeitungen. Unterstützt wurden sie von der Schreiber- und vorläufigen Druckerin Rita Czummek. Ingrid Frieling sorgte für das leibliche Wohl der fleißigen Redakteure und Anwesenden.

Auch das Zusammenlegen durch Vorstandsmitgliedern, sowie den Junioren-Gymnastikdamen und das Kleben der Zeitungen wurden dort zunächst weitergeführt.

Das Austragen der Vereinszeitung übernahm in diesem Jahr die Familie Frieling.

Die Zeitungseinnahme wurde im Kassenbericht-Geschäftsjahr

1981/1982 mit einem Betrag von 2393,82 DM angegeben

Ab 1982, dem zweiten Jahr der Zeitungsherstellung, wurde die gesamte Arbeit der Redaktion ins Sportheim Fortuna verlegt.

Beim Zusammenlegen der Zeitung halfen dann abwechselnd die einzelnen Sparten.

Auch das Drucken wurde auf Druckbetrieb bei der Firma Klaus Teichmann, der seine Druckerei zur Verfügung stellte, umgestellt. Vielen Dank an Klaus Teichmann!

B. Frieling besuchte vom 05.11. bis 06.11.1983 einen weiteren Wochenendlehrgang in der Landessportschule Hannover mit dem Thema „Die Vereinszeitung, Aufgabe und Gestaltung“. Auch hier konnte er wieder viele Erkenntnisse und Erfahrungen sammeln und an seine Redakteure weitergeben.

Die Zeitungseinnahme im Geschäftsjahr 1982/1983 betrug 1660,-DM.

Im Jahr 1983 nahmen wir an einem Wettbewerb „Wir suchen die beste Vereinszeitung 1982“ teil, der vom Landessportbund Niedersachsen ausgeschrieben wurde. Leider konnten wir nicht die ersten Plätze belegen, bekamen aber eine Dank- und Anerkennungsurkunde.

Im Jahr 1983, dem 100 jährigem Bestehen des Vereins TSV „Fortuna“ Oberg, wurden nur 3 Ausgaben mit Titelblattänderung (100



Jahre), dafür mit höherer Seiten- Zahl herausgebracht.

Nach fast 5 jähriger Tätigkeit gaben B.Frieling und Gerhard Switalski ihre Arbeit im Redaktionsausschuss aus persönlichen Gründen leider auf. Sie blieben aber weiter Ansprechpartner und Berichterstatter in ihren Sparten.

Als neuer Chefredakteur stellte sich Karl-August (Conni) Conrad und als weiterer neuer Mitarbeiter, Jörg Bartels, zur Verfügung. Für die Schreibarbeit konnte über Gerhard Switalski seine Schwester Elisabeth Schulze gewonnen werden.

Das Titelblatt wurde zunächst geändert, es bekam ein neues Aussehen.

Die Einnahmen in den ersten 10 Jahren, in der die Fortunen-Zeitung zum größten Teil in Eigenarbeit erstellt wurde, waren, bis im Geschäftsjahr 1988/1989, positiv. Diese Einnahmen kamen hauptsächlich aus den Werbeeinnahmen von unseren Inserenten zu Stande. Recht herzlichen Dank hierfür an unsere Werbeträger.

Diese Einnahmen kamen der Jugendabteilung und später den Helfern des Sportheimbaues zu Gute.

Im Jahr 1993 wurden weitere Veränderungen an der Zeitung vorgenommen.

Das Format wurde von DIN A4 auf DIN A5 umgestellt und die Titelseiten veränderten sich, weil Sportsparten wegfielen bzw. andere, neue Sparten dazukamen.

Das Titelblatt wurde auf dem PC von Herbert Schmidt neu gestaltet und die Zeitung wurde auf dem PC weiter aufbereitet.

Aus Kostengründen gab es nur noch zwei Ausgaben im Jahr.

Der Druck der Fortunen-Zeitung wurde zuerst an die Firma Horst Seif-Systemdruck vergeben. Später übernahm es die Druckerei Draheim, die auch die Festschriften für das 125-jährige Jubiläum von Fortuna Oberg und 50 Jahre Tischtennis bei Fortuna Oberg druckte.

16 Jahre gestaltete Karl-August (Conni) die Fortunen-Zeitung allein. Er war dabei auf die Mitarbeit der einzelnen Sportabteilun-



gen angewiesen, die ihre Berichte oft nur nach zahlreichen Erinnerungen übermittelten.

Leider konnten die Inserenten mit ihren Beiträgen die Druckkosten nicht mehr ausgleichen.

Ab Ausgabe 2 / 2009 wurde durch die neue Mitarbeiterin Cindy Söllig, in Verbindung mit der Firma Comunicare GmbH, total umgestaltet. Mit einem neuen Layout, mit Farb- und Glanzdruck, sowie wechselnden Titelseiten, entstand eine moderne, tolle Fortunen-Zeitung.

Der neue „Fortuna im Blickpunkt“ ist gut gelungen und bei den Vereinsmitgliedern gut angenommen.

Leider wird aus Kostengründen, ab dem Jahr 2012, die Zeitung nur noch einmal im Jahr erscheinen.

Kosten der Vereinszeitung für Druck und Verteilung betragen, laut Kassenbericht im Geschäftsjahr 2011, 1062,90 €.

Der Chefredakteur und Gestalter der Fortunen-Zeitung „Fortuna im Blickpunkt“ blieb bis Ende 2011 und das 30 Jahre, Karl-August (Conni) Conrad.

Tausend Dank dafür.

Vielen Dank auch noch einmal an allen Mitarbeitern, nicht namentlich genannten Helfern, Zeitungsasträgern sowie den Inserenten, die zum Gelingen der Vereinszeitung „Fortuna im Blickpunkt“ in den 40 Jahren beigetragen haben.

Bernhard Frielings



Heinemanns Hof, jetzt NP



Keltogermanisches Kleinod



Ein „keltogermanisches“ Kleinod aus der Hildesheimer Börde

Von Thomas Budde

Manchmal fügt sich – wie im Falle des hier gleich vorzustellenden, gut zwei Jahrtausende alten Stückes – zu einem ungewöhnlichen Fund auch eine ungewöhnliche Fundgeschichte. Bei einer sonntäglichen Kontrolle im Bereich eines Kiesgrubengebäudes im April 2004 traf der Verfasser einen Sondengänger an, der ohne weiteres die Heckklappe seines Geländewagens öffnete, um Einblick in die Ausbeute der letzten Zeit zu gewähren. Zwischen einer Menge modernen Metallschrotts fand sich ein eisenzeitlicher Gürtelhaken mit Tierkopf, der hinter der grünen Patina Teile einer flächigen plastischen Verzierung erkennen ließ. Umgehend stellte der Finder diesen für das Kreismuseum Peine zur Verfügung. Als Fundort gab er einen Aushubberg in einer nah gelegenen Kiesgrube bei Rosenthal an. Obwohl bei Sondengängern bezüglich der

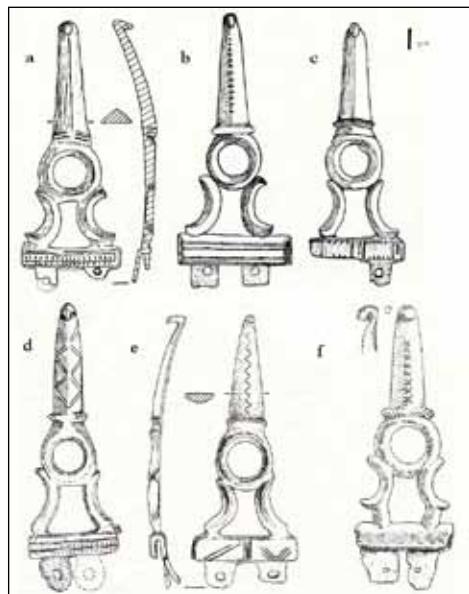
Fundortangabe immer Skepsis angebracht ist, scheint dies heute, nach wiederholten Rückfragen und einer gemeinsamen Fundortbegehung, durchaus glaubhaft. Es gab keine Widersprüche in den Angaben.

Auch die an dem Fundstück haftende Erde, gelber Lösslehm bzw. Lössand, passte zu dem Fundort. Zumal beweist dies, dass der Fund aus der Hildesheimer Börde zwischen Peine und Hildesheim stammen muss, dem bevorzugten Sammelgebiet des Finders, wie sich später herausstellte. Der angegebene Fundort ist tatsächlich interessant: Es handelt sich um einen exponierten Hügel, der nach Westen stark zum Bachthal der Berkumer Schölke abfällt. Nur 0,7 km Kilometer nördlich, beim kleinen Dorf Berkum, liegt – auf dem nächsten Hügelsporn an der Schölke – ein großer Siedlungsplatz der römischen Kaiserzeit bis Völkerwanderungszeit, der schon seit langem durch Sandgrubenfunde und Feldbegehungen bekannt ist. Es scheint somit gut denkbar, dass der Gürtelhaken von einem der Siedlung zugehörigen Gräberfeld stammt.

Auch wenn das Rosenthaler Fundstück aufgrund der reichen, keltisch geprägten Reliefs zunächst ortsfremd erscheint, zeigt ein Blick auf die Verbreitungskarte der gut erforschten Lochgürtelhaken, dass es sehr wohl in den Zusammenhang passt. Bereits 1928 wurden diese Gürtelhaken als wichtige Fundgruppe erkannt, die neben anderen eine Ausbreitung keltisch geprägter Fundgegenstände im germanischen Siedlungsgebiet anzeigen. 1971 veröffentlichte Theodor Voigt, Halle /Saale, eine grundlegende Studie über die Lochgürtelhaken und die eng verwandten, noch stärker keltisch geprägten Zierknopfgürtelhaken. Weitere Studien folgten. Die jüngste Verbreitungskarte von R. Bockius/ P. Luczkiewicz (2004) zeigt fol-

gendes Bild: Die Hauptverbreitung liegt in Mitteldeutschland (Ostharz und Saale-Unstrut-Gebiet) mit Streuungen nach Niedersachsen und Ostwestfalen sowie Nordhessen (Einzugsgebiet der Weser), außerdem in Nordböhmen und in der späteren römischen Provinz Noricum (Donau-Isar-Inn-Gebiet) sowie eine kleine westliche Streuung in Rheinhessen bis zum Nordrhein. Die Zugehörigkeit der Hildesheimer Gegend wird inzwischen am Beispiel des 2007 von Erhard Cosack publizierten eisenzeitlichen bis kaiserzeitlichen Gräberfeldes von Sorsum, Stadt Hildesheim deutlich. In den urnenlosen Scheiterhaufengräbern ließen sich neun Lochgürtelhaken bzw. hauptsächlich Fragmente nachweisen, die höchste bisher von einem einzigen Fundort bekannt gewordene Zahl.

Dank zahlreicher weiterer Publikationen sind wir inzwischen gut über die Lochgürtelhaken wie auch andere Funde keltischen Stils im Norden unterrichtet. Dieser besteht immer aus fünf Teilen, deren Ausgestaltung im Detail variieren kann: Dem manchmal als Tierkopf ausgebildeten Hakenende, der stets leicht durch Profilierung, Kerbschnittornamente und/oder Grate verzierten länglich-trapezoiden Halspartie, einem zentralen Ring bzw. „Loch“ und zwei gebogenen, „sichel förmigen“ Schenkelenden, die zu einer rechteckigen, mit zwei Nietlöchern versehenen Platte überleiten, an der ein relativ breiter Ledergürtel befestigt werden konnte (Abb. 2). Solche Gürtelhaken für relativ breite Ledergürtel stehen in Tradition der eisenzeitlichen germanischen Jastorfkultur, sind aber mit keltischen Zierelementen versehen worden. Der Lochgürtelhaken tritt hauptsächlich als Grabbeigabe in Brandgräbern oder als Einzelfund auf, seltener als Siedlungsfund. Die Grabinventare zeigen, dass er zur Frauentracht gehörte. Die Stücke sind oft aus rituellen Gründen absichtlich fragmentiert worden, wahrscheinlich mit



dem Nebeneffekt, einen Teil des kostbaren Metalls zu recyceln. Lange Zeit galt ihre Datierung als unsicher. Inzwischen ist davon auszugehen, dass sie vollständig in die Stufe Lt D2 gehören, also an das Ende der Spätlaténezeit, als die kulturell hoch stehende keltische Oppida-Zivilisation unter dem Druck der germanischen und römischen Expansion ihr Ende fand (80 v. Chr. bis um Chr. Geb.).

Eine typologische Entwicklung dieses Gürtelhakentyps konnte bisher nicht erkannt werden. Sicher ist lediglich, dass die sickelartigen Schenkel Rudimente des antiken mediterranen Blattkelchornamentes sind, was sich gut am Beispiel der ebenfalls laténezeitlichen Palmettengürtelhaken nachvollziehen lässt. Über den Tierkopf ist kaum spekuliert worden, vermutlich, weil er ein allzu typisches und weit verbreitetes Element des keltischen Kunststils ist, ebenso wie die geometrischen Ornamente und Profilierungen des Halsteils. Th. Voigt kam 1971 zu dem Schluss, dass der Lochgürtelhaken, wie auch andere typische Kunsterzeugnisse der Spätlaténezeit, irgendwo im Bereich

der germanisch-keltischen „Kontaktzonen“ erfunden worden sein dürfte, ohne dass es zwingend Vorbilder gegeben haben muss. Eine exportorientierte Serienproduktion über Gussformen ist auszuschließen, weil jeder gefundene Lochgürtelhaken trotz der Ähnlichkeiten ein Unikat ist. Es muss jedoch einen engen Kontakt zwischen den Kunsthanderwerkern der oben genannten Verbreitungszonen gegeben haben. Während die keltisch geprägten Funde früher vornehmlich als Indiz für Einwanderungsbewegungen aus dem römisch okkupierten Süden gesehen wurden, geht man heute eher von einem kulturellen Austausch im Umfeld neu gebildeter, gestärkter Stammeseliten aus, was freilich Wanderbewegungen nicht ausschließt.

Vor diesem Hintergrund also ist der Rosenthaler Gürtelhaken zu beurteilen. Mehr als die Hälfte des noch 4,9 cm langen Stücks fehlt, da der Ring schon im Lochteil abgebrochen ist, doch ist mit Hals und Hakenende der wichtigste Teil, nämlich der Hauptverzierungsträger, erhalten. Es handelt sich aufgrund der Fragmentierung und gewisser Schmelzspuren zweifellos um eine Grabbeigabe aus einem Brandgrab. Eine Besonderheit sind schon die beiden seitlichen Einfassungen für Rundeln, von denen eine noch vorhanden ist. Sie setzt sich in dunkelstem Blau von dem bronzenen, jetzt grün patinierten Gürtelhaken ab. Eine Analyse in der Restaurierungswerkstatt des NLD in Hannover ergab, dass es sich um eine Zinn-Kupfer-Blei-Legierung im Verhältnis 40:29:28 handelt, während der Haken aus einer Kupfer-Zinn-Blei-Legierung im Verhältnis 75:37:9 besteht. Bei genauer Betrachtung unter der Lupe zeigt sich, dass die Rundel trotz ihrer geringen Größe von 4,5 mm Durchmesser eine für die Laténezeit typische Ringaugenverzierung aufweist. Hakenende und Halsteil sind an der Vorderseite mit einer erstaunlichen, filigranen

bildlich-figürlichen Verzierung im Reliefstil versehen. Aufgrund der bedeckenden Patina und feiner Korrosion wird die Verzierung erst unter der Lupe bei unterschiedlichem Lichteinfall deutlich. Um der Sache näherzukommen, wurden zahlreiche Makro-Fotos angefertigt, die miteinander zu vergleichen sind.

Diese Aufnahmen sind aktuell noch nicht vollständig ausgewertet und umgezeichnet. Nach Fertigstellung dieser Arbeiten soll der Fund ausführlich publiziert werden.

An dieser Stelle mag zunächst eine erste Vorstellung des Stückes genügen. Dargestellt ist offenbar ein tierisches Fabelwesen. Die Darstellung reicht von Kopf bis Rumpf, ähnlich wie bei einer vorgeschichtlichen Stele oder einem Totempfahl. Der Kopf ist am ehesten mit dem Schädel einer Elchkuh vergleichbar, jedoch fratzenartig verzerrt. Augen und Nüstern sowie zahlreiche Details werden auf den verschiedenen Fotos erkennbar, darunter auch Andeutungen eines Kopfschmucks (Abb. 1 u.3: a). Es sind Schulter-, Brust-, und Bauch-Hüftpartie unterscheidbar. Darunter folgt der offenbar durch eine Art Rock mit Kettengehänge und/oder Gewebe (?) verhüllte Unterleib. Die detailreiche und feingliedrige Verzierung des Unterteils geht über ein Flachrelief hinaus, scheint in zwei Ebenen angeordnet. Daher konnte hier die Korrosion besonders stark angreifen und macht eine Ansprache dieser Verzierungselemente schwierig. Auf Höhe der Brust und des Bauch-Hüftteiles laufen vor dem Körper leicht gewundene Stäbe oder Stränge schräg hinab. Vor dem Bauch tritt deutlich ein festgehaltenes, von einem der Stränge durch- bzw. unterlaufenes Gebilde hervor. Dieses besteht im unteren Teil aus einem Widderkopf (Abb.1: b), einem bekannten Motiv der keltischen Kunst, das das vermutlich aus der mythologischen griechischen Kunst des pontischen Raumes entlehnt ist. An der rechte Seite

sieht man auf gleicher Höhe einen Stab bzw. Gestänge, in Verbindung mit einer Art Kettengehänge, das die Figur zu halten scheint (Abb. 1 u. 3: c). Dieses und die vielen anderen, zum Teil winzigen Details, die auf den zahlreichen Fotos bei bestimmten Lichteinfall zum Vorschein kommen, beschreiben zu versuchen, macht allerdings wenig Sinn, denn die Motive sind zweifellos einer uns fremden Bildwelt entlehnt. Hier helfen folglich nur zeichnerische Darstellungen mit dem Ziel einer Gesamtrekonstruktion weiter, auf deren Basis dann nach Vergleichen gesucht werden kann. Grundsätzlich entsteht übrigens der Eindruck, dass diese Art der Darstellung Vorbilder in der damaligen Holzbildhauerkunst gehabt haben könnte, die uns als archäologische Quelle ja nur sehr eingeschränkt zur Verfügung steht.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass die Gesamtkomposition aller Objekte einen Bedeutungszusammenhang ergibt, der in der damaligen Welt verstanden werden konnte, heute aber kaum mehr zu erschließen ist. Es dürfte sich um Attribute des dargestellten Fabelwesens handeln, bei dem es sich um eine der vielen nicht näher bekannten Gottheiten des keltischen oder auch germanischen Kulturkreises handeln dürfte. Es sei noch bemerkt, dass diese Form des Gürtelhakens mit plastischer figürlicher Relieffizier an sich kaum Vorbilder in Europa hat, wohl aber im chinesischen Kulturraum des 7. Jh. v. Chr. bis 3. Jh. n. Chr. und in der eurasischen Steppe. Ob es tatsächlich Verbindungen dorthin gegeben hat, bleibt indes zu ergründen.

Thomas Budde



Literatur:

Bockius, R., Luczkiewicz, P.: Kelten und Germanen im 2. – 1. Jahrhundert vor Christus. Monographien des RGZM 58. Mainz 2004.

Cosack, E. et al.: Das laténe-kaiserzeitliche Scheiterhaufengräberfeld von Sorsum, Stadt Hildesheim sowie zur Ethnogenese der Cherusker. Schriftenreihe des Landesmuseums Natur und Mensch, H. 81. Oldenburg 2011.

Möllers, S., Schlüter, W., Sievers, S. (Hrsg.): Keltische Einflüsse im nördlichen Mitteleuropa während der mittleren und jüngeren vorrömischen Eisenzeit. Kolloquien zur vor- und Frühgeschichte Bd. 9. Bonn 2007 (Akten d. internat. Kolloquiums in Osnabrück 29. März – 1. April 2006).

Voigt, Th.: Zwei Formengruppen spätlaténezeitlicher Gürtel. Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 55, 1971, 221 – 270.

Das Ferkel

Im April des Jahres 1963 bekam ich vom alten Heinrich Heinemann Besuch.

Er wohnte gegenüber der Kirche, heute Laqua. Zwei Ferkel wollte er haben, zum Mästen für die damals noch übliche Haus-schlachtung.

Ich beschied ihm, er solle am nächsten Tag kommen, um die Ferkel zu holen. Am nächsten Morgen kam er mit seinem Handwagen und zwei Säcken wieder. Ich wollte ihm die Ferkel per Handschlag verkaufen. Aber Herr Heinemann war sehr korrekt. Er war für die Realgemeinde Schätzer und Gutachter. Hatte einer zu weit gepflügt oder gemäht, so war er Schiedsrichter.

Die Ferkel sollten also gewogen werden. Dafür mußten wir die Dezimalwaage holen, denn Viehwaagen waren noch nicht üblich, außerdem den Schweinekasten. Nach dem Austarieren bat er mich, zwei schöne Ferkel auszusuchen. Ich wählte einen Borg und ein Sauferkel aus. Den Borg griff ich bei Schwanz und Ohr, worauf er über das halbe Dorf schrie. Danach setzte ich das Sauferkel ebenfalls in den Schweinekasten. „Junge,“ - er sagte immer Junge zu mir - „was hast du da gemacht, man nimmt doch keine Sau zur Hausschlachtung. Die Sau pißt den ganzen Tag. Und wenn sie brümsch ist, wird die Mettwurst hohl.“

Das Sauferkel wurde also gegen einen Borg ausgetauscht, alles unter großem Geschrei der Ferkel. Danach wurden beide Ferkel gewogen. Als ich das zweite Ferkel in den Sack stecken wollte, stellte ich fest, daß der Sack schon morsch war.

„Junge, den Sack habe ich jedesmal zum Ferkel holen genommen“ bekam ich zur Erwiderung. Er fuhr also mit seinem Handwagen nach Hause.

Dort angekommen wollte er die Pforte öffnen, die wegen der Hühner immer geschlossen war. In diesem Moment platzte der Sack und das Ferkel lief Richtung Kirche. Er holte seine Mieterin Fräulein Krause aus dem Haus. Fräulein Krause war eine sehr vornehme Frau, die Musikunterricht gab. Sie sollte den Nachbarn Bescheid sagen, daß das Ferkel eingefangen werden muß. Schuster Siedentop hatte das Unglück schon gesehen und kam aus seiner Werkstatt. Hilmar Sommer und Albert Dinklar kamen ebenfalls zu Hilfe.

Diese Vier wollten nun das Ferkel fangen. Durch Albert Dinklar's Prahlerei angelockt, kam Pastor Müller aus dem Pfarrhaus. Er fragte Fräulein Krause, was denn hier los sei. Worauf Fräulein Krause aufgeregt erwiderte:

„Dem alten Heinemann ist der Sack geplatzt und nun läuft das Schwein schreiend um die Kirche.“

Otto Heuer



Oberg in den 1950er Jahren

Ein paar Ergänzungen zum Aufsatz Otto Kielhorn „Oberg in den 1950er Jahren – da war richtig was los“, erschienen in Oberger Blätter Lfd. Nr. 71, Ausgabe 2019

Der Blumenladen auf Hüsigs Grundstück wurde von Paul und Elsbeth Hildebrand betrieben.

Der Bäckermeister neben dem Frisörge- schäft Buchmann war Fritze Pipo. Sein Sohn Hans übernahm erst viel später das Geschäft.

Im Hause Siedentop an der Kreuzung Hauptstr./Kirchstr. war damals neben der Drogerie auch das Geschäft von Friseurmeister Albert Abele ansässig.

Später befand sich ein Schuhge- schäft im gleichen Haus
Zwischen dem Haus Herper und der Gastwirtschaft Timpe war der Betrieb von Malermeister Willi Warnebold.

An der Ecke Hauptstraße/West- straße gab es in der Garage von Lehrer „Zetzen“ Fritz Südmeier ein Werkzeuglager mit Handwerk- zeug, Schrauben, Nägeln usw. von dem „reisenden“ Vertreter Paul Fischer. Er war überwiegend mit dem Fahrrad unterwegs.

Am Ilseder Weg befand sich das Ta- xiunternehmen Grote und im glei- chen Haus der Juwelier und Uhr- macher Huwald, später Niebuhr.

Auf dem Wege zum Radio- und Fernsehgeschäft Walke kam man am Haus von Bimmel- und Nacht- wächter-Ahrens vorbei, vor dem wir Kinder mächtigen Respekt hatten. Davor war der Laborbe- trieb Greiser, der für die Erdölfir- men arbeitete.

Gleich vorn in der Glückaufstraße, damals Glückaufsiedlung genannt, gab's den Lebensmittelladen von Anna Walke.

Am Münstedter Weg befand sich später links von der Schlachterei Böker das Taxi- Unternehmen Heinrich Mesenbrink („Mesenpieper“). Er fuhr einen schwarzen Mer- cedes mit Lenkradschaltung.

Der Autoverleih von Gerhard Rump war Auf der Trift.

Otto Kielhorn



Huusslachtfest Ubarge 50er Jahre

Goslar',s Justave de Slachterboss
nehm sik een lütten Köm to Bost,
dor leeg sai nu, de doode Söög
in den grooten, höltern Trög.
Vörher har sai bannig quiekt,
doch Goslar's Justav de mark dat glied.
He sett dat Söögenlebn een End,
as Fachmann he dorvon wat kennt.
Un Oma Frieda röhr dat Blot ganz gau,
dat hör to Grüttwost un Swattsuur dortau.
Opa August snied den Pesel aff,
dat gift de Vogels niege Kraft.
He hang em in den Appeiboom,
dor hebt de Meisen wat to doon.
See pieken liekas de Delikateß
De Pesel smekt eer allerbest.
Vadder Bernhard schrappt de Borsten runner,
de Swien ward witt as fast een Wunner.
De Naber Onkel Justav Friehe beingt hitt
Water rann,
tein Emmers drächt de Mann.
Un Mudder Lisa spölt Därm fin ut,
ok wänn et stinket, wat mutt, dat mutt!
Nau ward de Swien anen Haken hängt
un glieks en Snaps dann inneschenkt.
Nu ward de Swien in Stücken sneden,
is noog dor, dat lang for jeden.
Insolt wörn glieks Schinken un Speck
Dat is erst mol wedder weg.
„Alns gesund, un ook keen Trichin,
wärn in de doode Swien to finn,“
sächt Fleischbeschauer Kaagen Aujust,
nau könnt sai maken gauwe Wost.
Wi Kinner dreihen de Wostmmaschin,
dor müß man bannig stark bi sien.
De Slachter Goslar formt de Wost imnau
un Vadder Bernhard schnür sai hille dann
tau.
Un wenn de Wost nu fertig wer,
denn kreeg Opa Aujust sai glieks her.

He hung sai denn ton Drögen hen.
Blot-,Knapp-,Lebber- und Mettwost uppen
Röre glieks ten,
un zwischendarch dat is keen Flaps,
gift et förn Döst wedder een lütten Snaps.
Wänn denn abends spät allns fertig weer,
hol mien Vadder noch en Snappsbuddel her.
Een groden Sluck, wie deit dat gaut,
giffit innere Wärms un niegen Maut.
De Arbiet is noch nich vorbie,
geit margin wedder in de Freue.
Dat koket un dampft noch överall,
een niege Farkens grunz all in Stall.
De is int neechste Johr denn dran;
Denn hölpen wedder alle Mann.
So weer dat in mien Kinnertied,
so levendormals op'n Dörp de Lüüt!!

Bernhard Frieling



Das Kirchenbuch Schmedenstedt

Eine wichtige Quelle für die Not im 17. Jahrhundert.

In jeder evangelischen Kirchengemeinde liegen Kirchenbüchen vor, die Auskunft geben über die stattgefundenen Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Trauerfeiern. Diese alten Quellenschriften reichen meistens bis in die Zeit um 1650 zurück und in Einzelfällen sogar bis ins 16. Jahrhundert. Zu den ganz alten Kirchenbüchern gehören die aus Schmedenstedt. Sie beginnen im Jahr 1599. Es soll hier am Beispiel dieser Kirchenbücher geprüft werden, ob sie über Riten, religiöse Einstellungen und zu gesellschaftlichen Fragen Auskünfte geben können.

Für die Zeit ab den 17. Jahrhundert sind in den staatlichen Archiven viele Briefe und Berichte der „Obrigkeit“ des Amts Peine aufbewahrt. Es sind Anordnungen der Regierung und des Landesherrn, Lageberichte, Antwortschreiben des Drost [Beamter an der Spitze eines „Amtes“] und Bittschreiben des Peiner Rates zum Thema „Gegenreformation“, Pest und Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges. Uns interessiert aber auch, wie diese Katastrophen sich im täglichen Leben einzelner Personen auswirken. Wir möchten etwas über die religiösen Einstellungen der Menschen erfahren. Solche persönlichen Zeugnisse aus der frühen Neuzeit sind – besonders für den ländlichen Raum – selten. Zum einen war die Schriftlichkeit nur schwach ausgebildet und zum anderen brauchte es die Zeit der Aufklärung, bis Selbstbewusstsein und Individualität so ausgeprägt waren, dass es zur schriftlichen Mitteilung von eigenen Erfahrungen und Erlebnissen kam. Im 18. Jahrhundert war dann die Zeit dafür gekommen. Bisher wurden für diese Fragestellungen die großen Datenmengen der Kirchenbücher

kaum erschlossen. Man kann eigentlich nur Lebensdaten erwarten, aber zu besonderen Anlässen haben Pastoren die Eintragungen ausführlicher gestaltet. In einigen Orten wurden auch Hinweise notiert, die Rückschlüsse auf die Lebensverhältnisse zulassen. Vom Verfasser wurden zweimal solche Untersuchungen mit guten Ergebnissen angestellt. Für die Dörfer rund um die Ilseder Hütte lässt sich mit Hilfe der Kirchenbücher z.B. feststellen, in welchen Zeiträumen sich die Hüttenarbeiter ansiedelten und woher sie kamen. Zu dieser Zeit wurden noch die Berufe der Männer vermerkt. Und Mitte des 18. Jahrhunderts nutzte in Klein Ilsede der pietistisch gesinnte Pastor Böttcher die Eintragungen im Kirchenbuch, um sich und anderen eine Art Rechenschaftsbericht abzulegen. Besonders die Beerdigungs-eintragungen wurden ausführlicher gestaltet. Die religiöse Situation wird dadurch erkennbar, aber auch die vermutete Sterbeursache und das Sterbealter werden angegeben. Vermutete Sterbeursache – sie wurde von medizinischen Laien festgestellt.

Das Schmedenstedter Kirchenbuch

Das Kirchenbuch der Kirchengemeinde Schmedenstedt ist das älteste seiner Art im Amt Peine. Der damalige Pastor Heinrich Busse begann am 19. November 1599, die Taufen, Trauungen und Trauerfeier einzutragen. Kurz zuvor hatte er seinen Dienst in der Kirchengemeinde angetreten. Die nächstälteren Kirchenbücher sind:

Schmedenstedt 1509

Groß Solschen 1605 (allerdings mit großen Lücken)

Adenstedt 1636

Peine 1638 (Taufen u. Trauungen; die Beerdigungen ab 1671)

Diese Kirchenbücher werden teilweise in der vorliegenden Arbeit berücksichtigt.

Der Dreißigjährige Krieg kam 1626 im Amt Peine an. Es gab zwar keine Kriegshandlungen, aber die unvorstellbar hohen Belastungen durch Epidemien, Kriegs-steuern, Verpflegung der Soldaten sowie zahlreiche Plünderungen und Brandschatzungen quälten die Menschen in unvorstellbarer Weise. Dazu kam, dass der Landesherr im März 1628 die zwangsweise Einführung der katholischen Religion anordnete. In der Folge verließen ca. 200 Peiner Bürger die Stadt (das waren ca. 15 % der Bevölkerung), weil sie den befohlenen Religionswechsel nicht vollziehen wollten und konnten. Von der ländlichen Bevölkerung sind solche Auswanderungen nicht bekannt. Natürlich wurden alle lutherischen Pastoren vertrieben. Auch Heinrich Busse musste im Oktober 1628 ins Braunschweigische weichen und fand ab 1630 für kurze Zeit eine Anstellung in der kleinen Kirchengemeinde Achim nahe Schladen – im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel. Der Pastor nahm das Schmedenstedter Kirchenbuch mit ins Exil und trug in Achim die dort stattgefundenen Taufen, Trauungen und Trauerfeiern ein. Als er im September 1632 wieder nach Schmedenstedt zurückkehren konnte – das Amt Peine war wieder evangelisch geworden, setzte er dort die für vier Jahre unterbrochenen Eintragungen fort. So blieb das Kirchenbuch erhalten. – Noch ein Hinweis: Das Kirchenbuch Oberg beginnt im Jahr 1730. Es ist somit das jüngste der alten Kirchengemeinden im Amt Peine. In diesem Jahr entstand nördlich und östlich der Kirche ein Brand, dem u.a. auch das alte Pfarrhaus zum Opfer fiel. Der alte Herr hatte seine Pfeife geraucht und ist dabei eingeschlafen.

Für eine Untersuchung des Schmedenstedter Kirchenbuches liegen die Fragestellungen auf der Hand: Wie hat sich der Dreißigjährige Krieg auf die Lebensverhältnisse des Einzelnen und auf die Dorfgemeinschaft ausgewirkt? Gab es Auseinandersetzungen

wegen der konfessionellen Situation? Wird etwas über Einquartierungen von Soldaten und über die Pest gesagt?

Der aus Peine stammende Heinrich Busse trat den Dienst in der Pfarrstelle im Jahr 1599 an und blieb dort bis zu seinem Tode am 18. Januar 1644.

Die Taufen

Die Taufeintragungen in dem Kirchenbuch enthalten den Namen des Vaters, den Vornamen des Kindes, den Tag der Taufe und die Namen der Paten – bei den Auswärtigen ist noch die Wohnortsangabe beigefügt. Ein Beispiel aus dem Jahr 1601:

„Br., Hinrich, den 18. Februar ein Kint getauft mit Namen Ilse. Die Fatterin [Patinen] sein: Catrina D., Catrina St., Ilse J., Geske M.“

Die Mütter konnten wegen ihrer Schwächung noch nicht an der Taufe teilnehmen. In den späteren Jahren wird in den Kirchenbüchern zusätzlich das Geburtsdatum des Kindes genannt. Die Taufen fanden innerhalb der ersten Lebenswoche des Säuglings statt. Die Entbindung war für die Mutter und das Kind eine kritische Situation. Für den Zeitraum 1610-1624 (147 Taufen) werden 15 Totgeburten erwähnt. Das sind ca. 10% der geborenen Kinder! Manche gerade eben geborenen Kinder wurden wegen ihres schlechten körperlichen Zustandes des Nachts im Hause der Eltern getauft. Das nannte man eine Nottaufe. In dem kleinen Dorf Schmedenstedt konnte man den Pastor schnell herbeirufen. Nur einmal wird gesagt, die Hebamme (Ehefrau des Lehrers) habe die Nottaufe vorgenommen. Auch wird regelmäßig der Tod einer Mutter im Kindbett erwähnt. Manchmal wird berichtet, dass beide – Mutter und Kind – starben.

Pro Jahr wurde im Durchschnitt ein „Hunkind“ geboren – so wird im Kirchenbuch das unehelich geborene Kind genannt. Manchmal wird auch der Name des Vaters erwähnt und dass er sich nicht zur Vaterschaft be-

kenne. Wie stark in solchen Situationen die kirchlich-gesellschaftlichen Sanktionen waren, zeigt eine Sterbe-eintragung. Da wird auch ein im Alter von 12 Jahren verstorbenes Kind immer noch mit „Hurkind“ betitelt – oder soll man sagen: bestraft? Auch die „zu frühen“ Geburten werden im Kirchenbuch vermerkt. Das war ebenfalls ein Makel, aber doch nicht so schwerwiegend.

Die Paten

Die Paten werden in den frühen Eintragungen „Vadder“, „Fatter“ oder „Gevatter“ genannt. In einigen Kirchenbucheintragungen heißt es, dass die Täuflinge von den Gevattern „benahmt“ wurden – sie gaben also den Täuflingen den Namen – in der Regel ihren eigenen Namen. Die Paten sind, bis auf wenige Ausnahmen, Schmedenstedter Einwohner. Dazu einige Beispiele aus beliebig ausgewählten Jahrgängen:

1601 10 Taufen insgesamt 54 Paten; (2 auswärtige Patinnen / Paten: aus Dungelbeck und Oberg).

1607 10 Taufen insgesamt 45 Paten; (1 auswärtiger Pate: Timmerlah).

1608 12 Taufen insgesamt 43 Paten; (4 auswärtige Paten: Sierße, Gifhorn, 2 x Gadenstedt).

Diese Zahlen können belegen, dass die persönlichen Kontakte zu Menschen in den Nachbargemeinden schwach entwickelt waren. Es ist aber die Tendenz erkennbar, dass nach dem Krieg die Anzahl der auswärtigen Paten zunimmt – da werden bei den meisten Taufen mindestens ein auswärtiger Pate / eine auswärtige Patin erwähnt. Häufig sind die auswärtigen Paten Geschwister der Mutter oder des Vaters. Bei den Trauungen ist nach dem Krieg auch eine Zunahme von auswärtigen Brautleuten feststellbar. Man kann daraus schließen, dass die dörfliche Bevölkerung die Kontakte zu den Nachbarn wieder verstärkte.

Bemerkenswert sind häufiger vorkommende Paten aus dem Braunschweigischen „Ausland“. Schmedenstedt war Grenzort. In einer vergleichbaren Untersuchung im benachbarten Oberg kommen Paten aus dem Braunschweiger Land eher selten vor. Im Amt Peine war im 16. und 17. Jahrhundert in einigen Gemeinden die Braunschweigische Kirchenordnung in Gebrauch. Darin wird vor üppigen Festtafeln bei Taufen, Trauungen und Beerdigungen gewarnt. Die Zahl der Paten wird auf drei begrenzt. Die Eltern der Täuflinge sollen sich nicht unnötig in Schulden stürzen. Im Großen und Ganzen hat man sich an die Verordnung gehalten.

Die Entwicklung der Geburtenzahlen

Die extrem niedrige Anzahl der Taufen in den Jahren 1612, 1616 und 1627 müssen ihre Ursache in der Pest (1611 und 1626) oder in anderen epidemisch auftretenden Krankheiten gehabt haben. Diese Krisen hatten für die Bevölkerungsentwicklung einen doppelten Negativeffekt: hohe Sterberaten und im folgenden Jahr oder auch in den folgenden Jahren eine niedrige Geburtenrate.

Die Trauungen

Bei den Eintragungen im Trauregister lassen sich drei Fragenbereiche untersuchen.

Die Anzahl der auswärtigen Brautleute:

Von 1602-1611 (10 Jahre): 35 Trauungen; von den 70 Brautleuten waren 6 im Witwenstand; bei 14 der 35 Trauungen heiratete eine Person in Schmedenstedt ein.

Von 1622-1627:

1622 3 Trauungen 1 Witwe

1 Auswärtige(r)

1623 3 Trauungen 2 Witwen

2 Auswärtige

1624 2 Trauungen 1 Witwe

2 Auswärtige

1625:2 Trauungen, 1 Auswärtige(r)

1626::3 Trauungen, 1 Witwe , 1 Auswärtige

1627: 15 Trauungen, 10 Witwen , 3 Ausw.
Von 1637-1646 (10 Jahre): 31 Trauungen; von den 62 Brautleuten waren 7 im Witwenstand; bei 10 der 31 Trauungen heiratete eine Person in Schmedenstedt ein.

Von 1650-1659 (10 Jahre): 36 Trauungen; von den 72 Brautleuten waren 6 im Witwenstand; bei 12 der 36 Trauungen heiratete eine Person in Schmedenstedt ein.

In den „Normaljahren“ gab es keine nennenswerten Veränderungen bei den Trauungen. Auffällig ist, dass nur bei den Bräuten der Witwenstand erwähnt wird.

Die Trauungen nach den Epidemien

In den beiden Jahren 1626 und 1657 gab es besonders hohe Zahlen an Verstorbenen, die deshalb als Jahre mit epidemisch auftretenden Krankheiten ausgemacht werden. In dem jeweils darauf folgendem Jahr – also 1627 und 1658 – gab es bemerkenswerte Veränderungen: Im Jahr 1627 fanden 15 Trauungen statt, 10 der Brautleute waren im Witwenstand und drei Männer heirateten von Auswärts ein. Im Jahr 1657 fanden 10 Trauungen statt, zwei der Brautleute waren im Witwenstand und fünf Personen heirateten von Auswärts ein. Diese im Vergleich zu „normalen“ Jahren erhöhten Werte weisen darauf hin, dass der Witwenstand möglichst schnell durch eine Heirat wieder aufgehoben wurde.

Bräuche

Bei den Eintragungen der Trauungen wird ab etwa 1650 bei den Bräuten häufig der Zusatz gemacht: „mit Kranz und Binneken“. Der Kranz wurde bei der Trauung als Zeichen der Jungfräulichkeit getragen. Das Wort „Binneken“ kommt in den Kirchenbüchern des Peiner Kirchenkreises sonst nicht vor. Im „Niedersächsischen Wörterbuch“ von Heinr. Wesche befindet sich unter dem Schlagwort „Bindeken“ (Benneken) die Erklärung: „Kleine Binde; bes. Stirnbinde oder Stirnhäubchen, die zur Kopftracht der Frauen gehört und oft zusätzlich zu der

eigentlichen Haube oder Mütze getragen wird.“ Offenbar war das Tragen der Binneken ein Vorrrecht der „Jungfrauen“.

Die Beerdigungseintragungen

Die zu erhebenden Fakten

Eine ganz normale Eintragung hat folgenden Wortlaut: „Anno 1624, den 6. Mai, am Himmelfahrtstage, Hans Matties begraben.“ Der Name des Verstorbenen und das Beerdigungsdatum werden vermerkt. Dazu wird oft noch der „Stand“ erwähnt: Witwer, Ehefrau, Sohn (unverheiratet und älter als 14 Jahre), Kind oder Kindlein (unter 14 Jahre alt). Manchmal gibt es erklärende Ergänzungen mit der Berufsangabe (Müllermeister, Schmied oder Töpfer). Hatte der Verstorbene ein sehr hohes Lebensalter erreicht – etwa 65 Jahr oder mehr – dann wird das besonders erwähnt. Die Todesursache ist nur dann zu lesen, wenn jemand eines unnatürlichen Todes starb: „von einem Reuter erschossen“, „vom Mispelbaum gestürzt“, „im Teich ertrunken“.

Im Laufe der Jahre veränderten sich die Kirchenbucheintragungen – sie wurden ausführlicher. So vermerkt Pastor Busse 1641 bei drei Kindern das erreichte Lebensalter. Das wird Ende des 18. Jahrhunderts allgemeine Übung. Auch wird der Versuch unternommen, die Todesursache zu erahnen, um sie dann zu vermerken. Das sind keine ärztlichen Diagnosen, sondern laienhafte Beschreibungen der körperlichen Veränderungen. Von Brustkrankheit ist die Rede, Kindbettfieber, von einer Geschwulst im Unterleib oder fiebriger Hitze. Bisher waren nur die Namen von Peiner Ärzten ab dem Jahr 1725 bekannt. Im Schmedenstedter Kirchenbuch wird aber bei einer Taufe am 21. November 1664 als Pate ein Henricus Thiesen, Medicus Peinensis genannt. Er wird wohl vor allem für die städtische Bevölkerung tätig gewesen sein. In den großen Städten Hildesheim und Braunschweig gab

es seit dem Mittelalter Ärzte, die zu genauen Diagnosen in der Lage waren.

Auch bei den Beerdigungen gab es Bräuche, um die Verletzung der gesellschaftlichen und kirchlichen Ordnungen zu sanktionieren. Im Kirchenbuch steht: „Den

7. Mai [1605] ist ein Soldat von einem andern Soldaten im Sudtholt erschossen und ohne Sang und Klang achtern der Kerken begraben.“ – In anderen Dörfern wird in ähnlichen Fällen als Bestattungsort die Friedhofsmauer genannt. – Es ist eine Beerdigung in kärglichster Form. „ohne Klang“ heißt: ohne Glockengeläut. Und „achtern der Kerken“ ist ein Ort, der deutlich macht: Der Begrabene gehört nicht zur Dorfgemeinschaft.

Bei der Auswertung der Beerdigungseintragungen fallen extreme Abweichungen von den „normalen“ Jahren auf. Nimmt man die Jahrgänge mit extrem hohen und niedrigen Beerdigungseintragungen aus der Berechnung heraus, kommt man auf den durchschnittlichen Wert von ca. 9 Beerdigungen im Jahr. Die Lücke im Kirchenbuch bei den Jahren 1628-32 erklärt sich mit der Vertreibung der evangelischen Pastoren durch die katholische Obrigkeit. In den Jahren 1612, 1626/27 und 1641 steigen die Beerdigungszahlen deutlich an. Bei den Eintragungen für die Jahre 1612 und 1626 fügt Pastor Busse die Erklärung „Pest“ hinzu. Aber auch in den Jahren 1616, 1647 und 1657 sind die Beerdigungszahlen ungewöhnlich hoch. Eine Begründung ist im Kirchenbuch nicht zu finden. Ein bis zwei Jahre nach den Infektionsjahren nimmt die Zahl der Beerdigungen wieder ab bis auf die normale Zahl. Die Infektion hatte alle Kranken und Schwachen vorzeitig weggerafft. Dem Jahr 1641 mit 51 Toten folgt das Jahr 1643 mit 4 Beerdigungen.

An dieser Stelle ist es notwendig, sich von außerhalb Deutungsmöglichkeiten zu beschaffen. Das Dorf Schmedenstedt ist

zu klein, um aus dem Kirchenbuch verlässliche oder gar allgemeingültige Erkenntnisse über die Bevölkerungssituation zu bekommen. Lücken bei den Eintragungen entstanden, wenn die Pfarrstelle nicht besetzt war. Man geht im 17. Jahrhundert von einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 25-35 Jahren aus. Dieser Wert liegt so niedrig, weil die Kindersterblichkeit sehr hoch war. Man kann lesen, dass 50% der Kinder das Erwachsenenalter (d.h. das 14. Lebensjahr) nicht erreicht haben. Das Adenstedter Kirchenbuch liefert handfeste Zahlen. Dort wurden ab dem Jahre 1665 Konfirmandenlisten geführt. Diese Besonderheit nutzte der Adenstedter Lehrer Georg Behmann und konnte so für die Mitte des 17. Jahrhundert zuverlässige Zahlen für die Kindersterblichkeit errechnen. Seine Vorgehensweise stellte er im Kreisheimatkalender 1940 vor. Er addierte die Zahlen der in den Jahren 1665-1694 Konfirmierten – es waren 378. Diese Kinder waren in den Jahren 1651-1680 geboren worden. In diesen Jahren gab es aber 666 Täuflinge. Also nur 57% der Täuflinge erreichten das 14. Lebensjahr. Dieses Ergebnis ist sehr zuverlässig: Es gab in dem Zeitraum keine extremen Epidemien. – Solche frühen Konfirmationseintragungen gab es nur im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg. Adenstedt war eine Patronatsgemeinde des Herzogs und unterstand der Kirchenleitung in Wolfenbüttel.

Die Krisenjahre: Pest und andere epidemische Krankheiten

Die Gefahr der Pest war immer präsent. Bei der Darstellung der Beerdigungszahlen fallen zwei extrem hohe Ausschläge auf. Im Schmedenstedter Kirchenbuch werden zweimal die vermutete Ursache für die vielen Toten genannt: die Pest. Die Pest war im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit unter den epidemisch auftretenden Krankheiten die gefährlichste. Sie trat im Jahr

1350 erstmals in Europa auf und bekam den Namen „der schwarze Tod“. Man kann in diesem Namen die Bedrohung und Hilflosigkeit der Menschen wahrnehmen. In den Arbeiten zur Hildesheimer Pestgeschichte wird gesagt, die Krankheit habe im Jahr 1657/58 letztmalig in der Stadt gewütet. In Braunschweig soll sie noch einmal im Jahr 1679 aufgetreten sein, um danach für immer zu verschwinden. Monika Höhl hat in dem Zeitraum 1350–1657, also in 358 Jahren, 54 Pestjahre in Hildesheim festgestellt. Im Durchschnitt hätte also alle 6 Jahre diese Seuche die Stadt Hildesheim heimgesucht. Es gab aber Pestarten, die weniger aggressiv auftraten als die im Jahr 1626. Es konnte dann auch sein, dass sie sich nur in einem kleinen Umkreis ausbreiteten. Der frühe und schnelle Tod gehörte für die Menschen zum Lebensgefühl. „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen“ wurde in der Kirche gesungen. „Die Menschen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit hatten unter den zum Teil gravierenden Auswirkungen der Pest und anderer ansteckender Krankheiten gelitten, mußten sie aber auch in ihr zeitgenössisches Konzept von Gesundheit und Krankheit, von Leben und Tod integrieren und sie als Bestandteil ihrer realen Lebenswelt betrachten lernen.“ (Monika Höhl, Die Pest in Hildesheim ...)

Es soll untersucht werden, ob es für den ländlichen Raum Peine genauere Aussagen über die Pest gibt – genauer als der sonst übliche Hinweis auf die ungeheuer hohen Verluste bei den intensivsten Seuchenausbrüchen. Zuerst muss die Erwartung gedämpft werden, es könnten auf die Fragen umfassende Antworten gegeben werden. Das ist schon für die größeren und großen Städte nicht möglich, obwohl sie seit dem Mittelalter durchweg komplett Steuerlisten und andere Personenregister führten. Immer wieder wird aber in der Literatur bemängelt, dass diese Listen lückenhaft sind, so dass

keine durchgehende Entwicklung dargestellt werden kann. Wohl alle vorhandenen Listen waren lückenhaft. Heutige Fragen, wie die Epidemien sich z.B. auf die Bevölkerungsentwicklung oder auf die wirtschaftliche Situation ausgewirkt haben, können nur annähernd beantwortet werden. Ob bestimmte soziale Gruppen (etwa die Oberschicht) weniger Verluste erlitten, ist nicht mit Sicherheit zu sagen, weil die Armen in den Steuerlisten nicht immer erfasst wurden. Es ist auch nicht erkennbar, ob die Markierungen der „Pesthäuser“ sich positiv auswirkten. Alle Schutzmaßnahmen waren wenig effektiv, weil man nicht einmal eine Ahnung hatte, wie die Krankheitserreger übertragen wurden. Ganz typisch für diese Ahnungslosigkeit sind die Erzählungen von bedrohlichen Naturereignissen, die in den Pestzeiten begleitend auftauchten. Die Obrigkeit veröffentlichte in Zeiten der Pest Erlasse an die Bevölkerung. Sie vermittelten den Eindruck, als wolle man sich vor allem um Ruhe und Ordnung bemühen und die wirtschaftlichen Folgen möglichst klein halten. Natürlich gab es Gerüchte in der Bevölkerung und die Dörfer kapselten sich ab, indem sie Schilder vor dem Dorf aufstellten und vor einer angeblichen Pest warnten. Sie wollten keinen Kontakt mit Kaufleuten aus der Peststadt Hildesheim bekommen.

Die epidemischen Krankheiten in Schmedenstedt

Wie schon erwähnt, wurden in Schmedenstedt die beiden Jahre 1612 und 1626 als Pestzeiten wahrgenommen. Im Jahr 1612 wurden zwei Pesttote (zwei Geschwister) namentlich erwähnt. In diesem Jahr gab es die sehr hohe Zahl von 29 Beerdigungen, so dass die Vermutung nahe liegt, die Pest habe noch weitere Opfer gefordert. Viel ausführlicher ist die Beschreibung des furchtbaren Pestjahres 1626/27. In diesem Jahr kam der Krieg in den norddeutschen Raum. Der Hildesheimer Arzt Dr. Conrad Jordan schreibt

am 10. August 1626 in seinem Tagebuch: „Die Pest fängt an zu Bokenem diese und vorige Woche stark zu grashieren“. Und am 26. August: „Pestis grassatur romiscue in civibus et militonilus non minus in Castris Tilli.“ [Die Pest wütete gleichermaßen unter der Bevölkerung und den Soldaten. Ebenso war Tillys Lager betroffen.] Die ersten Opfer in Schmedenstedt waren Andreas Trappe und zwei seiner Töchter. Sie starben innerhalb einer Woche (15.–22. Januar 1626). Richtig schlimm wurde es, als im Zeitraum Juli–August Soldaten in Schmedenstedt einquartiert wurden. In den vier Wochen starben 11 Personen. Pastor Busse vermerkt, dass von Januar bis 17. August insgesamt 34 Personen gestorben sind. Er hat dann einige Wochen in einem anderen Ort gelebt. Er wurde, wie andere Einwohner auch, von den Soldaten zum Verlassen seines Hauses gezwungen. Am 22. September war er wieder in Schmedenstedt. Im Jahr 1547 teilte der Peiner Superintendent Eilhard Segebode bei Anrücken der Pest dem Braunschweiger Amtskollegen seine Angst und Sorge mit. Der antwortete mit einem tröstenden und zugleich ermahnen Brief. Segebode begab sich nicht auf die Flucht.

Im Folgenden werden im Kirchenbuch nur noch die Namen der Verstorbenen notiert. Heinrich Busse bilanziert: „Summa der in Schmedenstedt Geborenen [also der Schmedenstedter], die 1626 begraben: 103.“ Dazu kommen noch die Schmedenstedter Einwohnerinnen und Einwohner, die ihr Dorf wegen der Pest verlassen hatten. In Peine starben und wurden begraben 10 Personen, in Braunschweig 8 Personen und in Woltof 4 Personen. Es war damals grundsätzlich üblich, die Verstorbenen am Sterbeort zu bestatten. Von den Soldaten starben in den vier Wochen Besatzung 9 Personen. „Summa 138, so hier begraben und aus dieser Gemeinde sein; und 24, so in andern Orten gestorben und begraben. Es sein also dieses

vergangene Jahr 1626 hier und zu andern Orten aus dieser Gemeinde 162 gestorben und begraben.“ [Die Summe stimmt nicht.] Den berichteten Beerdigungen in Peine, Braunschweig und Woltof soll noch genauer nachgegangen werden. Offensichtlich bestand auch in Schmedenstedt die Meinung, der Gefahr ausweichen zu können. Tatsächlich lassen sich bei den Zahlen aus dem Peiner Raum Unterschiede feststellen: Die Pest kam zeitversetzt in den einzelnen Dörfern an und trat nicht überall gleich stark auf. Aber wer konnte denn den Wohnort und damit seine Einkommensquelle verlassen? In den Städten waren es die wohlhabenden Bürger. Aus Hildesheim ist bekannt, dass die beruflichen Kontakte – etwa der Kaufleute – zu anderen Städten auch dem Zweck dienten, sich gegenseitig bei Epidemien Quartier zu gewähren. Die in der Landwirtschaft Tätigen konnten ihr Dorf aber nicht verlassen, ausgenommen die Kinder und die nicht für den landwirtschaftlichen Erwerb unbedingt notwendigen Personen. Die Sterbe-eintragungen aus dem Jahr 1641 bestätigen diese Feststellung. Da wird im Kirchenbuch ausdrücklich erwähnt, dass eine größere Gruppe den Ort verlassen hatte.

Vom Januar bis 08. August 1641 wurden 6 Personen begraben. Das ist ein ganz durchschnittlicher Wert. Im August steigen die Zahlen in außergewöhnlicher Weise an.

24. Aug. August W.s Witwe und des Opfermanns Kind in Peine begraben. [Oppermann=Lehrer] „Auch sein ferner in den Kriegswesen zu Peine gestorben und begraben:“ ...

Es folgen die Namen von 9 Kindern.

17. Sept. Hans R. gestorben

18. Sept. Hans D. gestorben

19. Sept. Margarete R.s, Hanses Tochter gestorben

19. Sept. Catarina R.s Tochter, Hans D.s Sohn namens Hinrich und Veit S.s Tochter gestorben. ...

„Zu Schmedenstedt sein ferner, als man wieder eingezogen, begraben“: es folgt die Aufzählung von 28 Namen; es starben im Jahr 1641 insgesamt 51 Personen. War die Bevölkerung vertrieben worden?

Die Eintragen aus dem Jahr 1641 bestätigen noch einmal, dass häufig Kinder „in Sicherheit“ gebracht wurden. In den Kämmerereichnungen der Stadt Peine werden vereinzelt Bauernkinder aus Ölsburg, Groß Ilsede oder anderen Dörfern erwähnt, die sich in der Stadt zu Krisenzeiten aufhielten. Allerdings erwähnt Dr. Jordan für Hildesheim keine Pest! „Variola grassirt heftig in fine Augsti initio 7.bris [Septembri] unter alt und jung ...“ (S. 351). Variola – das sind die Blättern. Man muss also bei diesem Krisenjahr (auch) von anderen Infektionen ausgehen.

Klaus Heinisch aus Münstedt verdanke ich einen Hinweis, der die Vorgänge im Nachbarort erkennen lässt. Im dortigen Kirchenbuch steht in der Abteilung „Begrabene“ für das Jahr 1641 der erklärende Satz: „Diese nachfolgende Personen welche in dem betrübten Zustande, da wir wegen der Wolfenbüttelschen Belagerung haben müssen von ihnen fliehen, sind theils in Peine, theils hier und andersorts gestorben und begraben, will man aber Tag und Zeit so eindlich nit behalten können, das register auch nit jedesmahl beihanden [zuhanden] gehabt, sind dennoch zur Nachricht hierher verzeichnet.“ [Kirchenbuch: Begrabene im Jahr 1641] Die Flucht vor den Truppen wird man auch im nahegelegenen Schmedenstedt ergriffen haben.

Der Hildesheimer Arzt Dr. Jordan erwähnt für die Zeit September 1657 bis zum Ende des Jahres sich stark ausbreitende Infektionen (Pocken, Masern, Fleckfieber und – wohl diesmal nicht so heftig – die Pest). Und dann seien noch zwei Bemerkungen zitiert, die von dem Empfinden und Erleben der Menschen in dieser Zeit zeugen: „Umb

diese Zeit kamen wieder die Kraien unndt allerhandt kleine Vögel, die sich für [vor] 14 Tage wegen des stinkenden Nebelß, so sich verschiedene Nächte sehen lassen, verloren. ... 16. [Oktober] Diesen Abendt wurden den Leuthen für [an den] die Häuser, worauß die Pesttodten getragen, Creutze genagelt und weiße Stäbe inß Hauß gegeben, damit [wenn] sie ausgehen sollten, zum Kennzeichen.“ Diese beiden Maßnahmen waren in den kleinen Dörfern nicht nötig, weil jeder über alles im Dorf Bescheid wusste. Sie zeigen aber, wie ahnungslos die Mediziner und die Behörden waren bei der Frage, wodurch und in welcher Weise die Infektionskrankheiten übertragen wurden. Der „stinkende Nebel“ wird in der Zeit oft erwähnt, wenn es um die Pest geht. Und man erzählte von kosmischen, übersinnlichen und wundersamen Erscheinungen, um das Unerklärliche und Unbeherrschbare zur Sprache zu bringen. Immerhin hatte man in Hildesheim vorsorglich die Schulen geschlossen.

Die Einwirkungen des Krieges

Es gibt für das Amt Peine nur wenige Hinweise, wie sich der Krieg mit den vielen Einquartierungen, den Spanndiensten, Plünderungen, Brandschatzungen und Kriegssteuern auf das Leben der ländlichen Bevölkerung auswirkte. Bei den Beerdigungen werden im Schmedenstedter Kirchenbuch Jahrgang 1626 zwei Vorkommen erwähnt, wo Einheimische von einquartierten Soldaten erschossen wurden. Die wirtschaftlichen Folgen des „Kriegswesens“ werden in dem Bericht des Schmedenstedter Vogts Untermark aus dem Jahr 1640 erwähnt. In seinem Bericht an die Kriegskommission des Herzogs Georg von Braunschweig heißt es, dass im Amt Peine „die Einwohnerzahl auf ein Drittel zusammengeschmolzen war ...“ und dass u. a. in Schmedenstedt 9 Höfe wüst lagen (Helmke, Metzing, Lüddeke, Homann, Bartel Rolfs, Jürgen Mohlen, Hans Behrens und Cord Hagemann). Da es keine

nennenswerten Kriegshandlungen im Raum Braunschweig-Hildesheim gab, müssten die Beerdigungseintragungen in den Kirchenbüchern das wenigstens tendenziell belegen. Das ist aber nicht der Fall. In den Arbeiten über die Pest und den Krieg wird häufig gesagt, die angegebene Anzahl der Toten sei zu hoch angegeben. Nehmen wir sie als Hinweis, dass die Verluste erschreckend groß waren. Aber korrekt ist wohl die genannte Zahl der wüst liegenden Hofstellen. Schließlich werden die Namen der Hofbesitzer genannt. Wenn Wohnhaus und Stall abgebrannt waren, wenn den Bauern die Pferde und das Vieh abgenommen worden waren, wenn kein Saatkorn vorhanden war und die wertvollen Pflüge gestohlen wurden, wenn der Hof hoffnungslos überschuldet war, gab es keine Existenzgrundlage mehr. In anderen Quellen wird erwähnt, dass die Menschen das Dorf verließen und mit Betteln versuchten, ihr Leben zu erhalten.

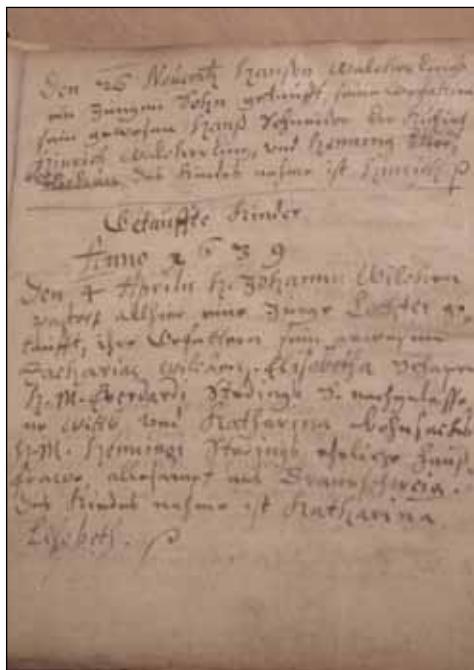
In dem Bericht vom Vogt Utermark wird noch erwähnt, dass in Klein Lafferde 36 Hofstellen und in Münstedt 26 Hofstellen wüst lagen. Das mögen etwa die Hälfte der Bauernhöfe in beiden Dörfern gewesen sein. In Woltorf werden nur 3 und in Dungelbeck 6 verlassene Höfe gezählt.

Die Belastbarkeit der Aussagen

Es gibt nicht nur im Amt Peine, sondern im ganzen niedersächsischen Raum zu wenige flächendeckende Untersuchungen zur Bevölkerungsentwicklung. Das gilt auch für die Zeit der Epidemien und gilt besonders für den ländlichen Raum. Auch Monika Höhl, die sich in Ihrer Arbeit über das reichhaltige Quellenmaterial in Hildesheim zum Thema „Pest“ freut, kommt immer wieder zu der Aussage: Hier fehlen genauere Angaben. Aus dieser Erfahrung, die umso mehr für die dörfliche Situation gilt, lässt sich fast schon ein Lehrsatz ableiten: Selbst bei einer guten Quellenlage und bei vielen Aussagen

von Zeitzeugen kann man nur einen groben, annähernden Eindruck von den Folgen der epidemischen Infektionen gewinnen. Korrekte und umfassende Zahlen gibt es immer nur für kleineren Zeiträumen und für kleinere Gebiete (besser gesagt: für einen Ort). Wenn man schon bei Lehrsätzen ist, gehört dieser noch dazu: Selbst benachbarte Orte können in Krisenzeiten sehr unterschiedlich betroffen sein. Auch die Auflistung vom Vogt Utermarck aus dem Jahre 1640 gehört hierher, obwohl dieser Vorgang nicht mit einer Epidemie zu tun hat. In Schmedenstedt liegen 9 und gleichzeitig in Münstedt 26 Hofstellen wüst! Man kann nicht die Situation eines Dorfes automatisch (vielleicht noch mit einem schönen Konjunktiv versehen) auf ein anderes Dorf übertragen. Auch nicht auf das Nachbardorf!

Pastor Alexander Rose



Publikationen

Alexander Rose

Der Kirchenkampf im Kreis Peine



Von Pastor Alexander Rose, 2004 herausgegeben.

Aus dem Klappentext (Rückseite):
Die evangelischen Kirchenkreise Peine, Solschen und Sievershausen in der Hitlerzeit. Die evangelische Kirche im Kampf gegen die Deutschen Christen, im Kampf gegen kirchenfeindliche Tendenzen in der Nazizeit, im Kampf um eine angemessene theologische Position.

Pastor Rose hat auf 294 Seiten die relevanten Ereignisse um die Auseinandersetzung zwischen der Bekennenden Kirche auf der einen Seite und auf der anderen Seite den „Deutschen Christen“, die die Verbindung von Nationalsozialismus und christlichem Glauben anstrebten, sorgfältig in Bezug auf den Landkreis Peine analysiert und dokumentiert.

Ein Exemplar dieses Buches befindet sich in der Sammlung regionaler Literatur im Archiv des Heimat-Vereins Oberg.